This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jx.30
1

Vet. Ger. III A. 724

TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

Nachgelassene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Sechster Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1850.

Anhang

zu den

Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.

1830. 1831. 1832. 1833.

Von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Zweiter Band.

Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1850.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY OF OXFORD
30 JUL 1974
LIBRARY

Inhalt des VI. Bandes.

Anhang zu den Briefen aus Paris.

1832. 1833.

	Seite
Aus Lüneville	3
„ Paris	4
„ Epernay	115
„ Verdün	118
„ Pfalzburg	118
„ Straßburg	120

Briefe aus der Schweiz.

1833.

Einunddreißigster Brief. Aus Bern	129
Zweiunddreißigster Brief. Aus Peterlingen	133
Dreiunddreißigster Brief. Aus Lausanne	136
Vierunddreißigster Brief. Aus Genf	140

Seite

Fünfunddreißigster Brief. Aus Genf 143
Sechsunddreißigster Brief. „ „ 146
Siebenunddreißigster Brief. „ „ 151
Achtunddreißigster Brief. „ „ 156
Neununddreißigster Brief. „ „ 162
Vierzigster Brief. „ „ 170
Einundvierzigster Brief. „ „ 176
Zweiundvierzigster Brief. Aus Vevay 185
Dreiundvierzigster Brief. Aus Montreux . . . 187
Vierundvierzigster Brief. „ „ . . . 192
Fünfundvierzigster Brief. „ „ . . . 202
Sechsundvierzigster Brief. Aus Lausanne . . . 209
Siebenundvierzigster Brief. „ „ 213
Achtundvierzigster Brief. Aus Collonge . . . 218

Vermischte Aufsäze und Aphorismen.

Die Polen in der Schweiz 223
Spaziergänge eines Wiener Poeten (1832) . . . 235
Rettung (1834) 241
Fragoletta 252
Volupté, par Sainte — Beuve. Deux volumes. (1834) 259
Hamann. (1834) 266
Rousseau, Juge de Jean-Jaques. Dialogues . . 274
Paris, den 5. Dezember 1834 278

Seite

Des alten Buches zweiter Theil. Eine Käs-Novelle (Käse-Mährchen) von L. Börne. (1835.) . . . 281

Herr von Raumer in England und seine Genossen in Deutschland 291

Altes und junges Deutschland 294

Göthianer. (1835) 300

Reisen. (1836.) 302

Grangeneuve par H. de Latouche. Deux Volumes. (1835) 310

Jocelyn. Episode. Journal trouvé chez un curé de village. Par A. de Lamartine. (1835.) . 325

Mélanges 332

La Diète de Francfort et M. Heine 335

Aphorismes 341

Lettre de M. Heine 350

Anhang zu den Briefen aus Paris

1832 — 1833.

Lüneville. Montag, den 29. Oktober 1832.

Um zehn Uhr bin ich hier angekommen, dann brauchte ich eine Stunde zum Thee trinken, so daß darüber elf Uhr geworden ist. Also vor dem Schlafengehen wenige Zeilen. Ich hatte heute gutes, gelindes Wetter, und im dunklen Mondschein. Ich bin sehr wohl und vergnügt. Wohl durch das hundert Carolin-Mittel. Vergnügt — durch einen Spaß ganz eigner Art, den ich Ihnen, wie ich schon heute morgen versprochen, von Paris aus mittheilen werde. — Ich lege diesen Brief morgen hinter Nancy auf die Post. Adieu, und gute Nacht.

Paris. Freitag, den 2. November 1832.

Gestern Abend bin ich gesund und vergnügt hier angekommen, und im Hôtel des princes abgestiegen. Um Sie nicht warten zu lassen, melde ich Ihnen das gleich. Sonst weiß ich gar nichts zu schreiben, da ich noch nicht aus dem Hause war und noch niemand gesprochen habe. In einigen Tagen mehr. Adieu.

Montag, den 5. November.

Gestern habe ich ihren müden Brief erhalten . . Wie bedauere ich Sie eine schlaflose Nacht im Eilwagen zugebracht zu haben. Ich schreibe heute wieder kurz und in der Eile, denn ich habe noch keine Wohnung, und so

lange ich die nicht habe und mein Pult nicht aufgeſchlagen iſt, kann ich nicht ordentlich ſchreiben. Alle hier, die mich ſehen, wundern ſich über mein gutes Ausſehen und über meine Heiterkeit. Als ich herkam, erzählte mir Dr. D. zu meinem Schrecken Benzel Sternau wäre geſtorben, und er hätte es in der Carlsruher Zeitung geleſen. Es iſt aber wahrſcheinlich ein Anderer. Ich habe erſt geſtern einen Brief von ihm aus Emmerichshofen erhalten. Der iſt freilich vom 11. Oktober datirt. Erkundigen Sie ſich doch gleich. Den Brief des Grafen habe ich noch gar nicht geleſen, er iſt ſo undeutlich geſchrieben. Fangen Sie doch wieder an Ihre Briefe zu numeriren. Hier iſt ſo warm, daß mir das Feuer faſt läſtig iſt. Ich bin auf der Reiſe hierher jeden Abend bis zehn Uhr, einen ſogar bis Mitternacht gefahren. In dieſem Monat ſind die Wege ſchon ſchlecht und es geht langſam. Am letzten Tage, um nicht ſpät nach Paris zu kommen, erhöhte ich das

Trinkgeld des Postillons. Donner Wetter wie ging es da! In fünf viertel Stunden legte ich immer vier zurück. Ich zitterte der Wagen möchte in tausend Stücke zersplittern. Als ich ankam, war der Wagen so mit Koth bedeckt, daß keine Farbe, kein Glas mehr zu erkennen war. O Geld! O, ihr schlaflosen Eilwagen-Lumps! Sagen Sie dem S. er soll schnell arabisch und syrisch und persisch lernen; denn ich werde ihm vielleicht eine Stelle als Professor der orientalischen Sprachen verschaffen, deren eine ledig ist.

Dienstag, den 6. November.

Ich habe Conrad auf die Post geschickt und jetzt warte ich voll Sehnsucht und Ungeduld, ob mir die Taube ein Oehlblatt zurückbringe.

Ich habe gestern meine neue Wohnung bezogen. Sie liegt der des Frankfurter Gesandten gerade gegenüber. Ist das nicht artig? Ich werde einmal Abends das Licht auslöschen, das

Fenſter öffnen und hinüberrufen: es lebe Freieiſen. Meine Adreſſe: Rue Caumartin 23. — Conrad hat nichts gebracht. . . . . .

Jetzt will ich Ihnen auch die ſpaßhafte Geſchichte mittheilen, die ich Ihnen am letzten Abende in Straßburg von Paris aus zu ſchreiben verſprochen. Hätte ich ſie Ihnen gleich damals mitgetheilt, ſie wäre Ihnen gar nicht ſpaßhaft vorgekommen. Ich hatte im Caſino den Moniteur und darin zu meinem Schrecken geleſen, daß in zwei Departementen, die auf meinem Wege nach Paris lagen, die Cholera noch ſtark herrſche. Es war eine artige Summa an Kranken und Todten. Augenblicklich bekam ich offizielle Leibſchmerzen, die ich auch bis Paris behielt. Und dabei mußte ich doch laut auflachen; denn ich wußte vorher, welche lächerliche Thorheiten ich auf der Reiſe denken und begehen würde, und daß dieſe trotz meiner Selbſtkenntniß doch unvermeidlich blieben. Auch trafen ſie richtig ein. Man rieth mir im Caſino den

Weg über Dijon zu nehmen. Zu jeder andern Zeit hätte ich es auch gethan, um nur den alten, ſchon ſo oft gemachten und höchſt langweiligen Weg zu vermeiden. Aber um mich für meine Furcht zu beſtrafen, band ich mich daran feſt. Ich that mit mir, was einſt ein berühmter Admiral mit ſeinem Kinde gethan. Der Knabe zitterte in der erſten Seeſchlacht, der er beiwohnte. Den Vater verdroß das und er band zornig ſein Kind an den Maſt feſt. Ich glaube, es war Jean Baert, Admiral Ludwig des vierzehnten. Und es war eine Schlacht blos für den Ruhm und den Vortheil eines Königs, und der gottloſe Narr konnte ruhig kommandiren und die Schlacht gewinnen, während ſein Kind im Kugelregen auf dem Verdecke ſtand und weinte! Und alle Geſchichts-Prediger preiſen ſo etwas als eine große That! Daß ich aber ungezwungen die Cholera-Schlacht aufſuchte, das war wirklich groß und erhaben. Nun hören Sie, wie es mir ergieng. — Das erſte gefähr-

liche Departement, war das de la Meurthe, wovon Nancy die Hauptſtadt iſt. Es beginnt erſt hinter den Vogeſen, ich hätte alſo noch ſechs Stunden mit meiner Furcht warten können. Da kam mir aber der ſehr vernünftige Gedanke: wie! wird ſich die allmächtige und ſo launiſche Natur um die revolutionäre Eintheilung in Departemente bekümmern? Konnte ſie nicht heute Morgen den Einfall bekommen haben, die Vogeſen zu überſteigen? Ich bekam alſo gleich hinter Straßburg Angſt und die Leibſchmerzen wurden immer ärger. Als nun der Wagen den Saverner Berg hinaufkroch, lagerten ſich finſtere Wolken über dem Ardennerwald, es war wie eine Schaar grauſer rieſiger Raben, und ſchwarze Todesgedanken ſtiegen in mir auf. Seufzend ſah ich nach der verfallenen Burg des Grafen von Savern, und beneidete den todten Grafen, den frommen Fridolin, ja ſelbſt den im Schmelzofen verbrannten Jäger, daß ſie in ſo herrlichen geſunden Zeiten gelebt hatten.

Jetzt rasch den Berg hinunter und ich war in Pfalsburg, dem ersten Cholera-Ort. Da war zu meinem Jammer gerade Markt-Tag, eine große Menschenmenge hatte sich angehäuft und das unsinnige Volk lachte. Die Pfeile des Todes flogen um mich herum, es ward immer ärger mit mir. Ich bekam Kopfschmerzen und gleich darauf auch Brustschmerzen. Also auf drei Seiten hatte mich der Feind schon angegriffen, und jetzt blieben blos noch die Füße übrig. Die Hauptsache war, daß ich kalte Füße bekäme, aber sie stacken in einem Fußpelze und es war sehr schwer ihnen beizukommen. Eine ganze Stunde dauerte der Streit zwischen meiner Einbildung und dem Pelze. Meine Einbildung sagte kalt, der Fußpelz sagte warm. Zu meiner großen Freude gewann der Pelz den Prozeß und meine Füße blieben warm. Aber mein Glück dauerte nicht lange. Plötzlich bekam ich eiskalte Lippen; es war wie ein Kuß des Todes. Bald kamen Uebelkeiten dazu. Ich

wußte mir in der Verzweiflung nicht zu helfen und ſchlief ein. Als ich nach einer Stunde wieder erwachte, fiel mir bei, wie nöthig es ſei, nach meiner Zunge zu ſehen, ob ſie belegt ſei oder nicht. Das war einer der wichtigſten Punkte. Ich ſtreckte ſie ſo weit als möglich heraus, und ſah, daß die Spitze roth war. Aber das bewies nichts, ich mußte ſie ganz ſehen. Wie aber das anfangen, da ich keinen Spiegel im Wagen hatte? Ich ſchraubte das Objektiv-Glas von meinem Perſpektive los, und wollte etwas ſchwarzes als Folio dahinter halten. Aber der Zipfel meines ſeidnen Halstuches, den ich dazu beſtimmt hatte, war zu kurz und das Halstuch aufzuknüpfen wagte ich nicht, aus Furcht mich zu erkälten. Da fiel mir bei, daß ich in der Brieftaſche ein Stück engliſch Pflaſter habe. Ich zog es heraus, bildete einen Spiegel und ſah, daß meine Zunge rein war, welches mich ſehr amüſirte. Zum Glücke hatte ich dieſesmal durch ein Objektiv-Glas

geſehen, und nicht wie gewöhnlich und wie alle Menſchen durch ein Subjektiv-Glas. Ich ward wieder ruhig, blieb es aber nicht lange; denn ich dachte an Lüneville, nach Nancy der Hauptort des Colera-Departements, wo ich übernachten wollte. Um zehn Uhr kam ich daſelbſt an. Schon das Ausſteigen aus dem Wagen war mit der größten Cholera-Gefahr verbunden. Einen Ueberrock, den braunen Mantel, und den Carbonaro hatte ich am Leibe, den Schafpelz über die Beine gelegt. Nun konnte ich aber mit allen dieſen dicken Kleidungsſtücken nicht zum Wagen hinaus, die Thüre war zu eng, ich mußte zwei zurücklaſſen. Doch den ganzen Tag an die Wärme gewöhnt, wie leicht hätte ich mich da erkälten können! Indeſſen es mußte gewagt ſeyn. Wie ein Tollkühner ſtieg ich blos mit einem Ueberrocke und einem Mantel bekleidet zum Wagen hinaus, zog aber den linken Fuß nicht eher aus dem Pelzſchuh, bis ich den rechten ſchon auf dem Waagentritte hatte.

Dann ſtürmte ich ohne auf die fragende Wirthin zu hören, und ehe ich noch wußte, welches Zimmer man mir anweiſen würde, im Dunkeln die Treppe hinauf. Oben mußte ich eine ganze Minute auf dem Steinboden warten, bis das Mädchen mit dem Lichte nachkam. Im Zimmer war es eiskalt, die Fenſter ſchloſſen nicht gut und es zog ganz infam und da bekam ich denn endlich, was ich ſchon längſt erwartet, auch kalte Füße. Kleinmüthig beſtellte ich ein eiliges Kaminfeuer und da ging das heilloſe Mädchen hinaus und ließ die Thüre offen. Sie werden ſich erinnern, daß kein franzöſiſches Dienſtmädchen je eine Thüre hinter ſich zumacht. Im größten Zorne, aber doch mit möglichſter Gelaſſenheit ſchloß ich die Thür; denn ich hatte mir vorgenommen mich vor jedem Aerger zu hüten, da man leicht die Cholera davon bekömmt. Die ſpitzbübiſchen Wirthe müſſen mir das angemerkt haben, denn nie wurde ich unverſchämter geprellt als dieſesmal. Meine Ge-

wohnheit, auf der Reise nichts zu essen als bloßes Brod, wobei ich mich immer sehr wohl befand, befolgte ich diesesmal um so strenger, da mir bekannt war, daß jeder Bissen Essen zur Cholera-Bombe werden kann, die Einem im Leibe platzt und das Leben in tausend Stücke sprengt. Meine Brod-Mahlzeit hatte ich schon Nachmittags im Wagen verzehrt. Nun hatte ich aber die größte Begierde meinen Appetit auf die Probe zu stellen, um meinen Gesundheitszustand kennen zu lernen. Nach langen und schweren Kämpfen, entschloß ich mich eine Suppe kommen zu lassen. Man brachte mir eine, die schimmerte von Fett: Aus jedem Fett-Auge drohte mir der Tod entgegen. Ich stach sie mit bewunderungswürdiger Geduld alle aus, verzehrte dann die Suppe mit großem Behagen, legte mich in das Bett und schlief ganz vortrefflich. Als ich am Morgen erwachte, fand ich, daß ich noch lebte. Ich befand mich sehr wohl, alles Uebelbefinden hatte aufgehört, und

ich ward ſo heiter, daß ich die Tenorarie aus dem Opferfeſte ſang: „was iſt der Tod? Ein ſanfter Schlummer. Der Thor erſchrickt darüber, der Weiſe iſt entzückt.“ Meine Weisheit trat an das Fenſter. O Gott, o Gott, was ſah ich da! Ein langer Huſar gieng vorüber. Mit der rechten Hand ſtützte er ſich auf einen dicken Stock, mit dem linken Arme führte er ſich an einem Kameraden. Er ſah ganz erbärmlich aus. Aber aus ſeiner Heiterkeit und ſeinem Stocke erkannte ich, daß es ein Wiedergeneſener war. Und wovon anders wiedergeneſen als von der Cholera! Und da die Cholera bei glücklichem Ausgange oft in wenigen Stunden geheilt wird, kann ſeyn, daß der Huſar ſie erſt in der vorigen Nacht gehabt hat! Alſo herrſcht ſie noch im Orte und ich konnte ruhig ſchlafen! Da wurde mein Lüneviller Friede, erſt am vorigen Abend geſchloſſen, ſchon gebrochen und Leibſchmerzen, Bruſtſchmerzen, Kopfſchmerzen und Uebelkeiten kehrten zurück. Ich ſah mich im Spiegel und

gewahrte, daß ich sehr blühend aussah. Das machte mich aber um so betrübter. Ja — rief ich aus — das ist eben die Tücke der Cholera; heute roth, morgen tod! Ich setzte mich traurig zum Frühstücke, trank drei Tassen Schaafgarbe und aß einen halben Laib Butterbrod dazu. Der Appetit schien mir krankhaft und ich verwünschte ihn. Mir gegenüber stand der weggerückte Kaminschirm; es war eine Papier-Tapete, auf welcher eine Schäferin im verworrenen Anzuge, neben einem Wasserkruge im Grase lag. Ich sah aber den Wasserkrug für einen Aschenkrug an. Die Schäferin sah so traurig und mitleidig aus und ich rief: ja du gute treue Seele, herzallerliebste Schäferin, du weinst auf meinem Grabe! Vergiß mich nie! Dann stieg ich in den Wagen und schlief bald darauf ein. — In der Nähe von Nancy, wo das Hauptquartier des ersten feindlichen Armee-Corps war, musterte ich alle Theile, Organe und Verrichtungen meines Körpers, um zu se-

ben, ob alles im ſchlagfertigen Zuſtande ſei. Da fühlte ich nach meinem Pulſe und konnte keinen finden. Er war verſchwunden und wie Peter Schlemiehl ſeinen Schatten, hatte ich meinen Puls verloren. Sie können ſich denken, wie mir zu Muthe war. Meine Verzweiflung ging jetzt zu meinem Glücke in Apathie über, ich dachte: gehe wie es gehe, und als der Wagen am Thore von Nancy ſtill hielt, fand ich auch meinen Puls wieder und ward ruhig. Es dauerte nicht lange. In der erſten Straße durch die ich kam, ſtand ein Bäcker vor ſeinem Laden, der eine Nachtmütze auf dem Kopfe und eine brennende Pfeife im Munde hatte. Nun war mir leider bekannt, daß Franzoſen die Eßwaaren feil haben nicht rauchen, wenigſtens nicht öffentlich. Warum raucht aber der Eſel? Er thut es zum Schutze gegen die Cholera. Jetzt kam ich über einen großen Platz, auf dem Markt gehalten wurde. Jetzt ſprang das große Thor der Hölle donnernd auf, und ich ſah ſchau-

dervoll in die heiße Verdammniß hinein. Es war zu fürchterlich. In dem Augenblicke daß ich über den Markt kam, wurde eine alte Frau, die auf einem Stuhle saß, von vier andern alten Weibern fortgetragen. Bewußtlos war sie nicht, denn ich sah sie sprechen; der Anfang einer gewöhnlichen Krankheit kann es auch nicht gewesen sein, denn sonst hätte man nicht so viele Umstände mit ihr gemacht und sie zu Fuße weggeführt. Also war es eine Cholera-Kranke. Und sie war nur dreihundert Schritte von meinem Wagen, und der Postillon fuhr wie rasend, setzte die Luft in die heftigste Bewegung und wie leicht konnte die Choleraausdünstung der Frau von dem Luftstrome ergriffen und in meinen Wagen geführt werden! Dann war ich verloren. Ich hätte in diesem Augenblicke mit Salzmann's Carl von Carlsberg, selbst in seinem sechsten Bande noch getauscht. Und zu meiner noch größern Bestürzung war mir in dieser gefahrvollen Lage die Pfeife ausgegangen,

und ehe ich wieder Feuer geſchlagen, konnte mich die verpeſtete Luft erreicht haben. Beim Wechſeln der Pferde fiel mir etwas ein, woran ich früher gar nicht gedacht hatte und ich bekam eine neue Sorge. Es fiel mir nämlich bei, daß Conrad ja die Cholera eben ſo gut bekommen könne als ich, und das wäre ja noch viel ſchlimmer; denn von ihm könnte ich angeſteckt werden, von mir ſelbſt aber nicht. Und jetzt ſah ich Conrad an und bemerkte zu meinem Schrecken, daß er ſehr niedergeſchlagen ausſah. Aber ich ſchwieg, ich wollte ihn auf unſere gefährliche Lage gar nicht aufmerkſam machen. Bis zur nächſten Station erheiterte es mich etwas, daß der Poſtillon froſchgrüne Hoſen trug und meine Lebenshoffnungen blühten wieder auf. Endlich hatte ich das Departement de la Meurthe hinter mir und kam in geſundes Land. Den Waffenſtillſtand benutzte ich, um mich auf die Kämpfe des folgenden Tages vorzubereiten, denn da kam ich durch das zweite

Cholera-Departement, das de la Marne, wovon Chalons die Hauptstadt ist. Es ging aber den dritten Tag besser als ich erwartete, und ich war so ruhig, daß ich mir vornahm, wie Cäsar meine Heldenthaten zu beschreiben. Als ich auf der Straße in Chalons eine junge schöne Frau in Trauerkleidern sah, die mit einer andern sprach und sehr lachte, schloß ich daraus, ihr Mann müsse schon acht Tage todt sein, und ich dachte es war vielleicht der letzte Cholerakranke und dabei beruhigte ich mich und ward so vernünftig, daß ich mich gar nicht mehr fürchtete, als beim Wechseln der Pferde in einer engen schmutzigen Gasse eine Wirthin beide Hände auf den Kutschenschlag legte und mich fragte, ob ich nichts genießen wollte? Ich bat sie blos den Wagen nicht anzurühren. Ich sollte in Chalons etwas genießen? Ist das nicht zum Lachen? Keine Ambrosia hätte mir gemundet. Gegen Abend war alle Gefahr überstanden und der Weg nach Paris

war von nun an frei. Ich hatte zwar noch immer Leibschmerzen; aber ich überlegte, daß ich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und in der ersten des neunzehnten schon oft Leibschmerzen gehabt, und es brauche darum nichts besonders zu bedeuten. Ich übernachtete im Chateau-Thierry. Am Morgen war ich sehr heiter. Da trat ich in ein Zimmerchen, auf dessen Thüre geschrieben war: c'est ici. Das sehr kleine Zimmerchen hatte eine große runde Fenster-Oeffnung, aber ohne Glas. Draußen war Regen und Wind, und in solchem gefährlichen Luftzuge mußte ich zehn Minuten aushalten. Da brach meine Angst von neuem aus. Ich konnte ja auf dem Wege die Cholera eingesaugt haben, und diese später ausbrechen. Ich fragte den Spiegel wie ich aussehe? Aber ich hatte, um alle gefährliche Berührung zu vermeiden, mich seit drei Tagen nicht rasiren lassen und jetzt hatte ich einen so großen Bart, daß er die Gesichtsfarbe bedeckte, und ich nicht

unterſcheiden konnte, ob ich roth oder blaß ausſah. Ich ſchickte nach einem Barbier und ließ mich raſiren. Ich fand, daß ich wie eine Roſe blühte, und jetzt hatten die Leiden Ihres Freundes ein Ende. — Zehn Mal dachte ich auf dem Wege daran: hätte ich nur jenen Mann zum Reiſegeſellſchafter, der noch ein größerer Hebräer iſt, als ich einer bin; nämlich Geſenius, der berühmte Profeſſor der hebräiſchen Sprache in Halle. Deſſen größere Furcht hätte meine kleine verſchlungen und mich vernünftig gemacht. Als im vorigen Jahre die Cholera in Halle ausbrach, flüchtete ſich Geſenius faſt in Pantoffeln und ließ Frau und Kinder zurück. Sechshundert Studenten, die ſehr am Aleph und Beth hingen, zogen ihrem Lehrer nach Nordhauſen nach. In den Zeitungen ſpottete man damals darüber. In Berlin circulirt handſchriftlich ein Gedicht auf Geſenius, das ich in der Schweiz geleſen. Hätte ich nur eine Abſchrift davon genommen.. Es iſt eine Parodie von Schiller's

Gedicht: Hektors Abſchied von Andromache, und himmliſch. Ich wollte, der nämliche Dichter machte auch eines auf mich. Es wäre mir willkommen als Buße. Sie werden mich nicht auslachen, denn auch Sie ſind in Arcadien geboren. Aber auch der *** ſoll nicht lachen. Wäre er unverheirathet wie ich, wäre er vielleicht auch ein Hypochondriſt. Aber Ehemänner bekommen die Hypochondrie ſeltener als Ledige. Woher das kömmt? Ich weiß nicht; vielleicht weil ſie den Tod weniger fürchten. Und warum fürchten ſie den Tod weniger? Ich weiß nicht; vielleicht weil ſie am Leben weniger verlieren. Und warum verlieren ſie weniger am Leben. Das weiß ich; ich will es aber nicht ſagen, als bis die Flitterwochen der *** vorüber ſind.

Mittwoch, den 6. November.

Geſtern beſuchte ich das italieniſche Theater, blos um vor dem leeren Käfig, in dem einſt

meine geliebte Nachtigall sang, zu trauern. Es vereinigte sich alles mir meinen Verlust fühlbar zu machen. Man gab eine Oper von Bellini zum Erstenmale: La Straniera. Ich glaube, es ist ein neuer Componist. Im ersten Akte schläft man ein, und wenn man im zweiten manchmal aufgeweckt wird, hat es der Mühe nicht gelohnt. Ich besuche aber gewiß die italienische Oper diesen ganzen Winter nicht mehr.

Montag, den 12. November.

Der *** ist mir heute auf der Straße begegnet und wie er mir sagte, wäre er schon einige Monate in Paris. Suchen Sie doch zu erfahren, ob und welche Geschäfte er hier habe. Ich glaube gehört zu haben, er habe Bankerott gemacht. Er ist mein Jugendfreund und, ich weiß nicht woher es kömmt, der einzige Mensch in Frankfurt, mit dem ich mich butze.

. . . . . Etwas aber bedenke ich und es betrübt mich. Ich kann das Werk nur in Paris

unternehmen und zu Stande bringen. Da ich aber während dieſer Arbeit mich gar nicht zerſtreuen darf und alſo in mehreren Jahren durch kleinere literariſche Arbeiten nichts erwerben kann — woher will ich das koſtſpielige Leben in Paris beſtreiten? Ich muß darauf ſinnen, wie ich in der Lotterie gewinne. Alſo von den Launen des Daumens und des Zeigefingers eines Frankfurter Waiſenknaben hängt es ab, ob ich eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſchreiben werde, oder nicht! Das iſt merkwürdig, aber gar nicht romantiſch. Das abſcheuliche Geld! Selbſt es zu entbehren braucht man es.

Mittwoch, den 14. November.

. . . Heine ſehe ich oft genug bei Tiſche. Beſucht hat er mich noch nie, es iſt ihm nicht behaglich bei mir. Er mißfällt mir wie immer. In ſeinem Charakter hat er gar nichts Genialiſches; man ſollte es nicht glauben, was er für ein gewöhnlicher Menſch iſt. Ungewöhnlich iſt er nur in ſeinen Schwächen, ſeinen Fehlern.

Auch sieht er so schäbig aus. Es ist nicht möglich ein vernünftiges, noch weniger ein warmes Wort mit ihm zu sprechen. Er hat nur Sinn für Witz, das heißt für's Feuerschlagen. Was man aber mit dem Feuer mache, das ist ihm ganz gleichgültig. Er sucht etwas darin, nichts zu lieben und nichts zu glauben, und der Geist sitzt ihm nur in den Fingern; denn wenn er nicht schreibt, hat er keinen. Von einem solchen Menschen hatte ich früher gar keine Vorstellung. Und dann hat er solch' eine asthenische Lüderlichkeit, die mir auch zuwider ist. Wenn ein Mensch seinen Leidenschaften nicht widerstehen kann, das finde ich verzeihlich; er sucht aber die Leidenschaft auf und das finde ich gemein.

Eben bringt mir Conrad mit großer Selbstzufriedenheit einen hölzernen Kochlöffel, den er aus einem Stücke Brennholze geschnitzt hat, und womit ich die Chokolade rühre, die auf dem Feuer steht. Es ist aber merkwürdig, was der Conrad für ein Genie ist! Einen Kochlöffel zu

improviſiren! Ich habe ihm viel zugetraut, aber das nicht!

Sonntag, den 18. November.

Was ich von der Cholera geſchrieben, das iſt alle wahr; nur war es in der Wirklichkeit ein bloßer Umriß von Angſt, den ich zu meinem Vergnügen ausgemalt habe. Das ſind die Geheimniſſe der Hypochondrie, die ſelbſt ein Dichter nicht errathen kann, wenn ſie ihm die Natur nicht offenbart. Ein Kenner der menſchlichen Nerven hätte das gleich geſehen, daß meine Furcht keine Erfindung war. Laſſen Sie es nur immerhin abſchreiben; das gibt eine Tonne für meine Wallfiſche von Rezenſenten. Und vielleicht wenn dieſe Briefe gedruckt erſcheinen, wird das Lachen ungeheuer im Preiſe geſtiegen ſein.

Meine alte Wohnung habe ich, ob ich ſie zwar leer fand, aus zwei wichtigen Gründen nicht wieder gemiethet. Erſtens war ein Papierſchirm, der vor dem Fenſter ſtand und

der mich beim Schreiben zwei Jahre lang gegen den Wind schützte (was auch Kenner meinen Pariser Briefen angemerkt haben), um eine ganze Handlang niedriger geworden, so daß ich mir die obere Hälfte des Unterleibes hätte erkälten können. Zweitens war ein großer Kleiderschrank von Mahagoni gegen einen kleineren von Nußbaumholz vertauscht worden.

Jeden Tag freue ich mich mehr darüber, daß *** die schmachvolle Heirathserlaubniß nicht abgewartet. Wenn es in gleichen Fällen alle so machten, dann wäre der tolle Uebermuth unserer Regierung bald gebändigt. Ich kann an die Sache gar nicht denken, ohne daß sich mein ganzes Blut empörte. Wer sich eine Ungerechtigkeit gefallen läßt, der begeht sie zur Hälfte. Es ist als hätte die Tyrannei eine Art magnetische Kraft und die Dummheit der Menschen wäre von Eisen, so daß sie von jener unwiderstehlich angezogen wird; sonst ließe sich gar nicht erklären, warum der Gehorsam nicht ein-

mal wartet, bis ihn der Befehl erreicht, ſondern ihm ganz luſtig entgegenſpringt. Das elende Frankfurt! Es iſt als läge ihm daran, daß ich meinen Haß nicht vergeſſe und nie aufhöre es zu verachten. Nirgends, in keinem monarchiſchen Staate, habe ich ſo viele eitle Regierungsſucht gefunden als dort. Und eine Zeit wie die unſere, eine Kupplerin wie die deutſche Bundesverſammlung, haben noch gefehlt, die Beſtialität recht hervortreten zu laſſen. Es iſt ſo viel Lächerliches in ihrer Homomanie! Ihre zwei Schüſſe in die Luft, mit welchen ſie drohen — als wären nicht alle ihre Schüſſe in die Luft, nicht alle ihre Drohungen in den Wind! Der Senat kömmt mir vor wie der Hahn auf alten künſtlichen Thurmuhren, welcher die Stunde kräht. Was die Räder und Federn der Bundesverſammlung im verborgenen treiben, das kräht unſer Senat für ganz Deutſchland aus, daß jeder wiſſe, welche Zeit es iſt. Eine Seele von Meſſing — der Ekel geht mir bis an den Hals

hinauf. Und ſterben muß es doch und ſein Ende iſt nahe; aber viel ſcheint ihm daran gelegen, daß keine Thräne an ſeinem Grabe fließe, ſondern es mit Spott und Gelächter eingeſchaufelt werde. Wie die einigen Männer von Tugend und Ehre, welche im Senate ſitzen nicht lieber ihr Amt aufgeben, als ſich zu Schergen des Bundestages herabwürdigen, das begreife ich nicht. Lieber wollte ich doch als treuer Bornheimer Nachtarbeiter mein Brod verdienen, als den ganzen Tag in der weit mephitiſcheren Kloake der heiligen Allianz herumwühlen. Und was ſie vor ihrem Ende noch zappeln! Es gleicht dem Federleſen der Sterbenden. Sie glauben etwas zu zupfen, und es iſt nur eine Nerven-Viſion, nichts als ein Krampf in den Fingern. Hochverrath! Weil einige ehrliche Bürger ſich über die Unregelmäßigkeiten der Wahlen beſchwert! Da haben Sie Metternichs Lakei. Wer ſeine Livree nur im mindeſten unfreundlich berührt, der hat ſeinen Durchlauchtigſten Herrn beleidigt. Das iſt frei-

lich Hochverrath. Pfui, pfui! Ein vierzigtägiger Wolkenbruch müßte herabstürzen, der Main müßte bis zur Spitze des Pfarrthurms steigen um Frankfurt von all dem Schmutze zu reinigen, den seit siebenzehn Jahren die deutsche Bundesversammlung hineingeworfen.

Montag, den 19. November.

Uf! was habe ich mich gestern geärgert. Heute aber kann ich wenig mehr schreiben. Erstens ist seit ich hier bin, der erste schöne Tag und ich will ihn benutzen, spazieren zu gehen. Zweitens wird heute die Kammer eröffnet, und ich will an die Börse gehen, wo in ungeduldiger Erwartung der königlichen Rede die größte Bewegung herrscht. Drittens habe ich heute Abend Theegesellschaft und dazu noch Vorbereitungen zu treffen. Paulinens vier Schwestern wollen mich besuchen. Mein Portier wird große Augen machen, wenn vier junge Damen in Trauerkleidern in das Haus treten.

Alſo jetzt beginnt die Kammer und mein Brieffommer voller Donner und Blitz.

Donnerſtag, den 22. November.

Ich erhalte ſo eben einen Brief, worin man mir ſchreibt: Unter Adreſſe an S. S. ſei ein Brief an mich abgeſchickt worden. Schicken Sie mir ihn gleich. Der nämliche Correſpondent ſchreibt mir: „Dr. Spazier, der bekannte Po„lenfreund, ſchrieb mir: „Sollten Sie Dr. Börne „nächſtens ſchreiben, deſſen Aufenthalt mir un„bekannt iſt, ſo bitte ich ihm mitzutheilen, daß „ihm, zur größten Wuth der Berliner und an„derer Abſoluten, meine Biographie Jean Pauls, „die als 13te Lieferung von deſſen ſämmtlichen Wer„ken in vier tauſend Hände kommen dürfte, dedizirt „und Jean Paul überall als der Dichter der Frei„heit und des Volkes im Gegenſatze zu Göthe „im Werke hervorgehoben werden wird.“

Samſtag, den 24. November.

Die *** kann ich mit nichts anderem vergleichen als mit einem Kuchen der ſitzen geblieben; nie iſt mir eine Komödiantin vorge-

kommen, die weniger locker geweſen. Und nächſtens will ſie bei den Italienern als Desdemona auftreten! Nie war ich auf eine Vorſtellung begieriger als auf dieſe. Wo ſie nur im dritten Akte das Feuer hernehmen will? Sie iſt wie naſſes Holz und ich fürchte, es wird rauchen im ganzen Hauſe. . . . . Dann ging ich ſpazieren, und nach dem Eſſen kam ich nach Hauſe und fand Ihren Brief. Er war um halb zwei Uhr, da ich ſchon ausgegangen war, gekommen. Gewöhnlich kömmt er ſchon um elf. Ich vermuthe auch den Grund der Verzögerung. Die Nr. 23 auf der Adreſſe konnte man bei flüchtigem Leſen für 25 halten. Warum hat S. den unglückſeligen Schnörkel auf die 3 geſetzt? Jetzt ſchnell Stiefel aus, Pantoffel und Schlafrock angezogen, die Lampe angezündet, eine Pfeife geſtopft und dem Conrad geſagt, er ſolle mir eine Taſſe Kaffe beſtellen. Bis der Kaffe kam, ſchlummerte ich ein wenig. Dann der Brief und vier ungeheure Stücke Zucker, wovor ſich jede brave Haus-

frau entſetzt hätte, in den Kaffe geworfen. Das war nun zu ſüß. Jetzt ſtehe ich am Pulte und beantworte den Brief. . . . .

Montag, den 26. November.

Ich fürchte ſehr, daß der Brief den ich geſtern auf die Poſt gelegt, erſt heute abgegangen iſt und daß Sie ihn einen Tag ſpäter erhalten werden. Sonntags werden Briefe nur bis zwei Uhr expedirt, und es war fünf Minuten darüber als ich ihn in den Kaſten geworfen. Das machte mir geſtern Verdruß, denn ich weiß wie Einem zu Muthe iſt, wenn am beſtimmten Tage ein erwarteter Brief ausbleibt. Nun wollte ich geſtern Abend zu Hauſe bleiben, ſchreiben und vor dem Schlafengehen mich noch für fünfzig Franken ärgern. Aber ich war ſo verſtimmt, daß ich mich nicht ärgern konnte. Ich ging zu ***. Dort traf ich den Grafen *** aus ..., ſeit kurzem hieſiger chargé d'affaires, und ſeine Frau. Dieſe Gräfin, von der

ich, nachdem ſie die Geſellſchaft verlaſſen, erfuhr, daß ſie ſehr begierig geweſen mich kennen zu lernen, gefiel mir ungemein gut, nämlich ihre ſchöne Geſtalt und ihre geiſtreiche empfindungsvolle Phyſiognomie. Ich lernte ſie aber weiter nicht näher kennen, denn ſie war unwohl, mußte im Nebenzimmer ſich auf das Bett legen und bald darauf nach Hauſe gehen. Sie iſt ſeit mehreren Jahren verheirathet und noch kinderlos, und ſo oft ihr übel iſt, iſt ſie glücklich. An ihrem Manne ſcheint nicht viel zu ſein. Ich habe greulich demokratiſirt, denn in Gegenwart von Diplomaten fanatiſire ich gern meine Geſinnung zugleich aus Gutmüthigkeit und aus Klugheit, denn Ueberſpannung verzeihen ſie leichter als kaltes Recht haben. Da war noch eine andere Dame, frühere Bekanntſchaft, gut und ſchön aber hoch geſchminkt mit Royalismus. Ich ſetzte mich neben ihr und ſagte, ich wollte ſie zum Republikanismus bekehren; doch unterließ ich es, denn ich merkte

bald wie ihr und allen Anweſenden die erſten Elemente der Wahrheit in der Geſchichte fehlten.

Mittwoch, den 28. November.

Heute kömmt ein ſchöner langer Brief von Ihnen; ich ſpüre es in dem großen Fußzehen. Aber vor lauter Aerger habe ich die ganze Zeit daran vergeſſen, Sie zu erinnern mir Tabak zu ſchicken, ſobald ſich Gelegenheit findet denken Sie daran.

Hurrah! Da iſt der Brief. Erſtens, Vorwürfe über ſo ſchmales Papier, da geht wenig darauf. Nicht geplaudert! ſonſt traue ich Ihnen nie ein Geheimniß mehr an. Wenn ich Ihnen Geheimniſſe zu ſchreiben habe, werde ich den Brief unter Couvert an *** ſchicken. Wenn Sie mir ſchreiben, bedienen Sie ſich nicht der Adreſſe ... ſondern lieber, die von ***. Aber ohne Noth thun Sie es nicht, nur in dem Falle wenn es ein wichtiges Geheimniß iſt. Ich rathe Ihnen dieſe meine jetzigen Briefe

(ſobald ſie abgeſchrieben) in ein drittes Haus in Sicherheit zu bringen. In Deutſchland iſt jetzt alles möglich und bei Gelegenheit wäre man im Stande bei Ihnen nach meinen Schreibereien Nachſuchung zu halten. Wenn die Bücher eintreffen, vertheilen Sie ſie augenblicklich an die beſtimmten Perſonen, ehe ſie weggenommen werden.

Samſtag, den 1. Dezember.

Nicht wahr, ich habe doch Recht, die Briefe eines Narren ſind ſehr intereſſant. Der Verfaſſer iſt ein unbekannter ganz junger Menſch, der eben erſt von der Univerſität gekommen. Den Namen habe ich vergeſſen. Abends. O dumm, was bin ich heute geſtört worden! Dieſer Brief wird ſehr kurz werden. Ich habe eine Commiſſion für meine Schweſter zu beſorgen. Es iſt ſchon neun Uhr und ich muß durchaus noch ins Kaffehaus die Abendzeitung leſen, weil heute die Nachricht gekommen, daß

das Bombardement von Antwerpen angefangen. Morgen, weil es Sonntag ist, muß der Brief früh auf die Post und die wenige Zeit die mir noch übrigt bleib muß ich zwei Briefe schreiben, einen an den Verleger der Briefe in Otahaiti und einen an meine Schwester. Besorgen Sie den einliegenden Brief. Ich führe mich diesen Winter mit dem Schreiben schlecht auf, ich bin faul und dumm. Die Dummheit kömmt vom Gesundsein und die Faulheit von dem lüderlichen Romanen lesen. Gestern schon wollte ich den Brief anfangen und gedachte viel zu schreiben, da fällt mir ein Roman von Kock in die Hand, und den lese ich in einem Zuge aus. Vier Bände. Le barbier de Paris.

Heute sagte mir ein deutscher Buchhändler hier, er habe mehr als hundert Exemplare von meinen Briefen hier verkauft. Das ist doch viel für Paris. Und der andere deutsche Buchhändler hier, der größere Geschäfte macht, hat doch wahrscheinlich noch mehr verkauft. — Ihre

Augenſchmerzen ſind doch nicht von Bedeutung? Wenn ich mir nur das kleine ſchreiben abgewöhnen könnte. Laſſen Sie ſich doch meine Briefe lieber vorleſen.

Wer hat Ihnen denn geſagt, daß *** ein ordentlicher Mann iſt? Perſönlich kenne ich ihn nicht, aber aus früherer Zeit, da ich noch auf der Polizei war, kenne ich ihn aus amtlichen Verhandlungen. Da er kein Frankfurter iſt, iſt er zwar nicht Frankfurteriſch dumm, aber er iſt ein Tyrann aus fürſtlicher Schule, der vom Liberalismus unſerer Zeit nicht die geringſte Vorſtellung hat, und die Obrigkeit für eine Gottheit anſieht. Er ſteht täglich um vier Uhr auf, und iſt täglich um vier Stunden herrſchſüchtiger als ein anderer Senator.

Dienſtag, den 4. Dezember.

—— Ich habe Ihnen ſchon mitgetheilt, daß ich eine ſehr ſchöne Wohnung habe, die mich 130 Franken monatlich koſtet. Die Wohlfeilheit

fiel mir zwar gleich auf, doch ich dachte, es läge am Quartier, das wohlfeiler wäre als ein Anderes. So oft mich Einer besucht, bewunderte er meine Wohnung, und wenn man den Preis erfuhr, war man erstaunt über die Billigkeit. Nun war Sonntag wieder Einer bei mir. Er war gleichfalls erstaunt und sagte: das sei eine Wohnung für 230 Franken. Das schlug wie ein Blitz vor mir ein. Ich dachte: wie, wenn ich nicht recht gehört hätte? Wenn man mir 230 gefordert, und ich 130 verstanden hätte? Es wäre fürchterlich! Ich bekäme nicht allein ein Defizit von 200 Franken in meine Casse (denn ich müßte den zweiten Monat das Logis auch noch behalten, da ich nicht aufgesagt) sondern ich müßte die fürchterliche Arbeit eine neue Wohnung zu suchen von neuem anfangen. Morgen oder übermorgen ist der Monat aus, da bekomme ich die Rechnung und da entscheidet sich mein Schicksal. Begreifen Sie jetzt meinen Schmerz? Im nächsten Briefe er-

fahren Sie den Ausgang der Sache. Wenn oben am Briefe Zeter steht war es unglücklich, wenn Halleluja glücklich. Beten Sie für mich. Abends. Wie vergnügt macht es mich, wenn ich bedenke, daß in fünf Stunden Ihr Brief ankömmt. Ich erhalte ihn Vormittags halb zwölf, und die Nacht rechne ich nicht, weil ich dann schlafe und von der Zeit nichts weiß. Jetzt will ich doch sehen, ob Sie etwas von der Algebra gelernt. Es ist jetzt 9 Uhr. Ich gehe zwei und ein halb Stunden später zu Bette als ich aufstehe. Frage: um wie viel Uhr lege ich mich schlafen, um wie viel Uhr erwache ich? Wenn Sie es errathen, schenke ich Ihnen Willibald Alexis neuen Roman in sechs Bänden, der angekündigt worden; wenn Sie es nicht errathen, schenke ich ihn Ihnen auch, zur Strafe. —

Mittwoch, den 5. Dezember.

— Da ist der Brief. Er war auch von außen fast offen, wie meiner. Das ist nun

nicht zu ändern. Vielleicht iſt es Zufall, vielleicht werden die Briefe geöffnet. Was liegt daran? Wir werden uns wohl hüten einander Geheimniſſe mitzutheilen. Ihr Papier iſt wieder erſchrecklich ſchmal. Ueber Victor Hugo ſchreibe ich Ihnen im nächſten Briefe. Die Schweizer Briefe will ich allerdings benutzen; aber ich ſpare ſie auf, bis ich nächſten Sommer wieder nach der Schweiz komme, und dann mehr darüber ſchreibe. Lafayette hat wieder zu mir geſchickt, ich möchte ihn beſuchen. Ich werde es nächſtens thun. Ich weiß gar nichts mehr zu ſchreiben. Adieu.

Samſtag, den 8. Dezember.

Halleluja! Ich habe meine Rechnung bekommen, ich habe recht gehört, das Logis koſtet nur 130 Franken. Was ich in Angſt war, das glauben Sie nicht. Sie aber werden mir wahrſcheinlich auf Ihre gewohnte Art im nächſten Briefe Troſt einreden, ich ſolle mir um zwei-

hundert Franken keinen Verdruß machen ꝛc. Daran werde ich meine Freude haben.

Alſo nichts gewonnen in Baden? Das iſt das Loos der Looſe.

Mittwoch, den 12. Dezember.

Wie ich heute aus Ihrem Briefe erſehe, erhalten Sie meinen nicht immer am 4ten Tage, was ich dachte. Was Sie mir von *** ſchreiben, nämlich daß er anmaßend wäre, mag wahr ſein; aber hier in Paris hat er nicht den Namen dafür. Natürlich, in dieſem Gedränge wird jeder mürbe gedrückt, und die allgemeine Eitelkeit läßt die beſondere nicht aufkommen. Der Benzel-Sternau habe ich noch nicht geſchrieben. Ich thue es wohl noch ſpäter und ſchicke ihr einige neue franzöſiſche Werke. Das wird ſie verſöhnen.

Mich in Mannheim niederzulaſſen, dazu hätte ich keine Abneigung; aber ich kann Sie verſichern, daß ich jetzt und ſo lange die gegenwärtige Lage der Dinge dauert, in Deutſchland

nirgends ſicher wäre, daß ich dort wenigſtens nicht ruhig ſein könnte. Die Colonialwaaren aus Otahaiti werden mich nicht empfehlen. Ich dachte einſtweilen an Zürich, den Sommer am See, den Winter in der Stadt. Dort wird im Frühling eine neue Univerſität errichtet, und das kann ein neues friſches Leben in dem ſonſt ſchläfrigen Orte aufbringen. Oken, weil als Liberaler in München verfolgt, ſoll der Zeitung nach dort angeſtellt werden. Wahrſcheinlich werden noch andere vertriebene Profeſſoren dort angeſtellt, etwa Rotteck, Welcker. Ich könnte Vorleſungen halten für Studenten und die ſchöne Welt. Ich möchte zwar keine Profeſſorſtelle haben, die mir zu erreichen vielleicht nicht unmöglich wäre, aber verdienen könnte ich doch mit Vorleſungen. Erſtens bezahlen die Zuhörer, zweitens wird ein Theil des Univerſitätsfonds dazu verwendet, freiwillige Vorleſungen, wenn ſie Intereſſe haben, außerordentlich zu remuneriren. Jetzt denken Sie Ihrerſeits nach. Es iſt

in Zürich freilich theurer leben als in Mannheim, aber nichts ſchöner als der Züricher See und zum beſtändigen Aufenthalte, angenehmer als irgend eine andere Gegend der Schweiz.

— — Geſtern hatte ich noch Zahnſchmerzen, und Abends, da ich ſchreiben wollte, bekam ich *** Schmerzen; darum konnte ich den Artikel über Victor Hugo nicht beendigen. Es geſchieht im nächſten Briefe.

Samſtag, den 15. Dezember.

— — Wie hat mich Ihr heutiger Brief amüſirt, daß ich vorher gewußt, wie Sie mich tröſten würden wegen des Logis. Es iſt alles gut abgelaufen. *** Das iſt ein Algebriſt! Um 11 Uhr lege ich mich ſchlafen und um halb neun ſtehe ich auf. — —

Sonntag, den 16. Dezember.

Nächſten Samſtag wird meine Freundin zum Erſtenmale im Italieniſchen Theater ſingen, und ich habe mir meine Hände dazu gerben laſſen.

Wenn Sie dieſe Woche etwas Ledernes in meinen Briefen finden, ſo wiſſen Sie die Urſache. Jetzt kann geſchehen, daß die kleinen Blätter ſich um das Wortſpiel: „. .“ herumdrehen; das kann ihr nützen, das kann ihr ſchaden, wie es kömmt. Daß ich aber ſchlafloſe Nächte darüber habe, mögen Sie ſich vorſtellen. Wäre nur alles ſchon vorbei, glücklich oder unglücklich; aber die Ungewißheit iſt fürchterlich. Die Ehre der Nation ſteht auf dem Spiele; da wäre nicht zu zittern Verrätherei.

Mittwoch, den 19. Dezember.

— — Meine Zahnſchmerzen ſind jetzt ganz vorüber. Ja wohl habe ich das herrliche kalte Waſſer gebraucht, und es hat mich auch immer erleichtert. Daß deſſen täglicher Gebrauch, woran ich mich gewöhnt habe, die Zähne ſtärkt, hat ſich jetzt am meiſten erprobt, daß ich trotz der anhaltenden und ſtarken Zahnſchmerzen, nicht nöthig hatte mir einen Zahn ausziehen zu laſſen, wie früher in ähnlichen Fällen immer

noch der Fall gewesen. Es hätte mir sehr leid gethan, es war einer meiner noch übrigen Weisheitszähne.

Ich warte mit Ungeduld auf das Göthe-Büchlein. Gestern las ich in einem Inhaltsverzeichnisse der Berliner Jahrbücher der Literatur, daß Varnhagen von Ense dieses Göthe-Büchlein rezensirt hat. Dieser Varnhagen ist der wüthendste Göthe-Pfaffe. Er ist es, auf den ich in meinem 8ten Theile und in meinen Briefen angespielt habe. Nun möchte ich diese Kritik gar zu gerne haben, aber woher schaffen? Wenn ja möglich, lassen Sie mir den Artikel abschreiben, (der Varnhagen schreibt breite Artikel) aber es liegt mir viel daran. — Von Otahaiti habe ich noch nichts erfahren. Vielleicht haben die Wilden meinen Cook todtgeschlagen.

Montag, den 24. Dezember.

— — Einen gelehrten Auftrag für S. In meinem Briefe Nr. 17, da wo ich von den Für-

ſtennamen, Wilhelm, Leopold, Carl ſpreche, und wie das alles eins wäre, wollte ich eine dahin paſſende Stelle aus Shakespeare anführen, hatte aber keinen. Ich bitte alſo S. die Stelle im Shakespeare, die ich ihm bezeichnen werde, abzuſchreiben, ſowohl engliſch als in der deutſchen Ueberſetzung von Schlegel, und ſie in den Brief Nr. 17 zu legen. Die Verſe müſſen aber genau geſchrieben ſein, damit ſie mir, wenn ich zu ſeiner Zeit davon Gebrauch machen will, das Original erſetzen. Es iſt im Julius Cäſar in der Scene, wo Caſſius den Brutus gegen Cäſar aufhetzen will. Er ſagt ihm ohngefähr: „Was iſt denn in dem Namen Cäſar? Brutus iſt gleich wohllautend, man beſchwört mit Brutus Namen Geiſter, wie mit Cäſars.“

Mittwoch, den 26. Dezember.

Der heutige Brief wird wohl klein werden. Ich habe keine Zahnſchmerzen, auch kein anderes Uebelbefinden, oder ſonſt eine Störung. Ich

glaube ich war dumm. Das Wetter war faſt die ganze Zeit über meines hieſigen Aufenthaltes abſcheulich. Heute iſt es herrlich und es freut Sie wohl eher, als es Ihnen leid thut, wenn ich, um ſpazieren zu gehen, den kleinen Brief ſchließe.

Donnerſtag, den 27. Dezember.

Nein, ſo eine dumme Widerwärtigkeit iſt mir noch nicht begegnet! Geſtern ſteckte ich den Brief ein, ihn ſelbſt auf die Poſt zu legen, laufe den ganzen Nachmittag herum, vergeſſe den Brief und werde erſt zu meinem Schrecken wieder daran erinnert, als ich Abends zu Hauſe meine Rocktaſchen ausleerte. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Ich muß Sie nicht mehr lieb haben, ich kann es mir ſonſt gar nicht erklären.

Den 28. Dezember.

— Dieſer Brief wird auch klein werden, denn ich habe mir vorgenommen in dieſem Jahre

nicht mehr viel zu ſchreiben. Nach meinen drei letzten großen Briefen bin ich ſo erſchöpft geworden, wie die Franzoſen nach ihren drei Juli-Tagen. Die deutſchen Fürſten mögen aber nicht triumphiren wie Louis Philipp und meinen, ich hätte meine Abdankung gegeben. Es iſt nichts als Müdigkeit. Wenn ich mich wieder erholt habe, ſollen ſie erfahren, daß ich noch der Alte bin

Samſtag, den 29. Dezember.

Ach, welch ein ſchöner großer Brief. Und ſehen Sie, was der Menſch ein Egoiſt iſt. Ehe ich den Brief öffnete, dachte ich, ein beigeſchloſſener Wechſel für *** mache ihn dick, als ich aber ſah, daß er ganz voll geſchrieben war, machte mich das ganz glücklich. — Proſt Neujahr. Adieu. Das Wetter iſt in einem fort erbärmlich. Ich habe ſo etwas noch nicht erlebt.

Sonntag, den 30. Dezember.

— — Abends. Ach! Was iſt die Tugend für eine ſchöne Sache und wie ſchön wird ſie

belohnt! Nach dem Eſſen ging ich mit einigen Kameraden in den Palais-Royal um Kaffe zu trinken. Nach dem Kaffe wollten ſie mich überreden ſie zu begleiten, ich habe vergeſſen wohin. Doch ich widerſtand ihnen allen. Es war ein Deutſcher, ein Schweizer, ein Franzoſe, ein Ungar und ein Pole. Dieſe fünf laſterhafte Nationen beſiegte ich allein. Dann ging ich ſtolz durch den Garten und ſah die Sterne an, die mir zulächelten. Unter dieſe hatte ſich ein röthlich funkelndes Licht, aus einer Manſarde ganz hoch oben geſchlichen; aber ich entdeckte ſogleich den Betrug und eilte nach Hauſe. Dort lag auf dem Tiſche das Käſtchen von der Poſt. Ich wußte, es könne nichts Anderes als die Zeichnung ſein, aber daß es keine Rolle war, wie ich erwartete, machte mich ganz irre. Das war ſo dünne wie ein Schachbrett. Nachdem das Wachstuch abgenommen war, wurde ich noch ſtutziger; zwei Bretter und ich ſah nichts dazwiſchen. Bei dem Oeffnen fing ich erſt zu ahnen an, was

mir früher gar nicht in den Sinn gekommen. Ich zog es endlich hervor. Was braucht der Himmel so wenig Platz! Nein, was mich das glücklich machte, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich war nicht allein und lachte, um nicht zu weinen. Es kann nicht schöner sein. Der hat sich in mein Herz geschlichen, und Sie in meiner Bildergallerie kopirt. L'allemand heißt der Zeichner, wenn ich recht gelesen. Gott segne ihn. Ihnen mag, brauche ich gar nicht zu danken. Sie hatten gewiß so viele Freude, als Sie an die meinige dachten, daß Sie schon bezahlt sind. Morgen wird das Bild unter Rahmen und Glas gebracht. So kann ich es ganz bequem in meinen Reisewagen neben mir stellen, ja es kann eingerichtet werden, daß man es darin aufhängen kann wie in einem Zimmer. Was das artig sein wird, wenn ich auf der Landstraße einer junge blasse Engländerin begegne, auf dem Bocke sitzend, während ihr Mann inwendig schläft. Wenn sie das Bild sieht, was

ſie die Gattin eines ſo zärtlich liebenden Mannes beneiden wird! Iſt ſie eine Schriftſtellerin, läßt ſie es gewiß drucken. . . . .

Montag, den 31. Dezember.

Guten Morgen! Es iſt der zweite gute Morgen, den ich Ihnen gebe. — — . . . . Und mit dem Glockenſchlage kam Conrad herein und überreichte mir folgendes Gedicht, das er eben erſt fertig geſchrieben.

Dienſtag, den 1. Januar 1833.

Da iſt die Abſchrift von dem Gedichte.

Lang und glücklich ſei Ihr Leben,
Unter Gottes Himmelszelt.
Dieſen Wunſch kann ich nur beten,
Weil er Gott auch wohlgefällt.

Jedes Jahr bring' Ihnen Wonne
Guter edler Freiheitsmann.
Blitzt einſt die reine Freiheitsſonne,
O, dann iſt Allen wohlgethan.

Er, der Schöpfer aller Werke,
Reiche Ihnen Kraft und Muth.
Nur mit Gottes Macht und Stärke
Endet jede Sache gut.

Am ersten Tage des Jahres 1833
gewidmet
von
Conrad Ullrich.

Ist das nicht schön und gut und treu? Göthe hat nur schöner gedichtet.

Was war ich gestern so schadenfroh über Ihren außerordentlichen Brief! Nicht wahr, man kann auch die unartigsten Kinder durch strenges Regiment an Folgsamkeit gewöhnen? Daß ich voriges Jahr gejammert, weil ich keinen Brief auf den Neujahrstag bekommen, und Ihnen gedroht, wenn solche Vernachläßigung wiederkehrte, würde ich Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen, nicht wahr, das hat gewirkt? Schön. — Endlich weiß ich, was es mit der Marianne für ein Bewandniß hat. Gestern nach dem Essen ging ich mit Dr. *** in das

bezeichnete Haus. Hinter dem Palais-Royal gelangt man zu einem langen langen Durchgang, dunkel und ſchauerlich. Da kamen wir an eine eiſerne Gitterthüre. Wir ſchellten, wurden eingelaſſen und hinter uns ſchloß ſich dröhnend die Thüre, daß es mir durch die Nerven frieſelte. Der Portier, ein junger Mann, und ſeine alte Frau ſaßen bei Tiſche und aßen etwas blutiges, das wie ein Kindskopf ausſah. Ich fragte nach Mademoiſelle Marianne. Der Portier warf mir einen ſtechenden Blick zu und wetzte das Meſſer. Da zog ich mich hinter *** zurück und lies ihn weiter fragen. Demoiſelle Marianne hatte früher einen Putzladen, aber nicht in dieſer Mördergrube, wo ſie blos wohnte, ſondern in der Nähe. Sie iſt eine betagte Perſon zwiſchen 18 und 60 Jahren, hat die Cholera gehabt und wohnt jetzt in Verſailles. —

Mittwoch, den 2. Januar 1833.

. . . . Ich ſoll ſie freundlichſt grüßen von meinem Homer und Ihnen ein glückliches Neujahr wünſchen. —

. . . . Ich elender, beschämter, reuiger Sünder! Da ist noch Ihr Brief. Aber erst um halb drei Uhr kam er, drei Stunden später als sonst. Ich kann heute nicht mehr darauf antworten. Ich habe wie gewöhnlich Mittwoch geschrieben und begreife nicht, warum Samstag der Brief nicht angekommen. Ein zweiter Weihnachtstag wird hier nicht gefeiert. Aber vielleicht ist die Post streng religiös und betet an diesem Tage in ihrem Cabinet noir. Adieu.

Mittwoch, den 2. Januar.

Ich komme auf Ihren Brief zurück. Ihr macht mich noch toll mit Eurer Dummheit. Kann man denn den Mechanismus besser beschreiben, als ich es gethan? Nicht die ganze polytechnische Schule hätte es deutlicher machen können. In Frankfurt, am Sitze der hohen deutschen Bundesversammlung so verstockt zu sein, nicht zu verstehen, wie man verborgene

Schubladen entdecke! Es iſt zu arg. Warum war ich aber auch ſelbſt ſo dumm, daß ich die Schubladen leer ließ, und nicht Bonbons hineinlegte! Die ſchönſten und beſten Bonbons: **chocolat praslinè, oranges glacées, beignets d'ananas, caramel au café.** Welche Schadenfreude hätte es mir gemacht, wenn Ihr Wochenlang davor geſtanden wäret, ohne dazu kommen zu können. Es ärgert mich. Ich kann Euch nun nichts weiteres rathen, als entweder zu warten, bis in Deutſchland die heimlichen Vehmgerichte aufgehoben werden, nämlich bis ich dahin zurückkehre, oder wenn Euch das zu lange dauert, aus dem Zuchthauſe einen geſchickten Dieb kommen zu laſſen; der wird das Geheimniß bald auffinden und es wahrſcheinlich vor Euern Augen unbemerkt einſtecken, wozu gar nicht viel gehört. Weil wir gerade von Spitzbuben reden, will ich Ihnen einen artigen Streich erzählen, den neulich jemand beging. Ein fein gekleideter Herr ging in einen Weiß-

zeug=Laden und verlangte einige Dutzend feine Hemden für seine liebe Braut. Man legte ihm welche vor, die ihm auch sehr gut gefielen. Aber er war ungewiß, ob sie auch die gehörige Länge hätten, und bat darum die Händlerin, da sie ganz die Größe seiner Braut habe, eines der Hemden anzuprobiren. Mit Vergnügen. Als die Dame das Hemd angezogen, trat der Herr hinter ihr, und befestigte unbemerkt mit einer Stecknadel das Hemd an dem Rocke. Dann nahm er einige Pakete und ging gelassen zur Thüre hinaus. Die Händlerin schämte sich im Hemde auf die Straße zu gehen um dem Diebe nachzulaufen, und bis sie sich besonnen, ihre Scham überwunden und hinauslief, war der Dieb verschwunden.

. . . . Freilich sollen Sie das Papier nur an Festtagen gebrauchen; aber jeder Tag an dem Sie mir schreiben, ist mir ein Festtag. Ich begreife nicht, wie Sie mich fragen konnten, warum ich mich zu meinen eigenen Briefen nicht

des nämlichen ſchönen Papiers bediene? Ich gebrauche ja ſeit drei Jahren kein Anderes. Aber freilich merkten Sie das nicht, denn mein Papier iſt mit ſchwarzen Zeilen ſo dicht bedeckt, daß man es nicht ſieht; zwiſchen zwei Ihrer Zeilen aber kann ein Schuldner ſeinem Gläubiger recht gut ausweichen. Das iſt eben mein alter Jammer. Jede Ihrer Zeilen koſtet mich einen Sou Porto. Sie ſind Millionen werth, ſtünden ſie aber dichter, wären ſie ganz unſchätzbar. Alſo, da ich Ihnen, eingeſtandenermaßen, ſo ſchönes Papier geſchenkt, ſeien Sie auch dankbar, und benutzen es künftig nach meinem Wunſche. Keine Briefe mehr wie Gärten mit breiten Wegen, ſondern wie Wieſen und dichte Wälder, daß ich kaum durchdringen kann, und mir Ihre B und S und K das Geſicht zerkratzen. Thun Sie es nicht, ſchicke ich Ihnen künftig gutes weißes Druckpapier; darauf fließen die Zeilen ineinander und ich kann jedes Wort dreimal leſen. —

Das ist ja eine Woche der Ueberraschung! Bild, ein außerordentlicher Brief und Nachrichten aus Otahaiti. Daß ein Privatmann früher als die Buchhändler das Werk bekommen, halte ich für ein großes Unglück. Jetzt wird die Sache gleich bekannt, und der Bundestag und die Polizei können voraus Maaßregeln treffen, die Briefe zu unterdrücken. Das kann eine böse Geschichte werden. Jetzt bitte ich Sie, mir doch öfterer, auch außer den gewöhnlichen Posttagen zu schreiben, was Sie über die Briefe erfahren. Ich habe noch ein ganz Anderes als das gewöhnliche schriftstellerische Interesse an der Sache. Sie müssen eine förmliche geheime Polizei und ein Spionirsystem organisiren.

Dabei ist die beste Art etwas zu erfahren, nichts sprechen und nichts fragen, sondern hören. S. soll in die Handelskammer, an die Börse, und unter irgend einem Vorwand in den Laden des Antiquar *** gehen. Letzteres ist sehr wichtig. Sie besuchen ... und lassen

ſich von . . . erzählen. S. muß ſich ſo viel als möglich hinter die Aerzte ſeiner Bekanntſchaft machen; die erfahren manches. Geben Sie einen Thee. Laden Sie die . . . und den A. ein. Rührt Euch. Schickt Agenten nach Mainz, und laßt beobachten, ob keine Truppenbewegungen ſtatt finden. Jetzt heißt's klug ſein. Schreiben Sie mir doch vorläufig, welchen Titel das Buch hat, und wie viele Seiten jeder Band. Nach meiner (aber wie gewöhnlich zu ängſtlichen) Berechnung fehlten einige Bogen. . . Den Namen Quaita und Heiden habe ich vorſätzlich gelaſſen. Warum nicht? Je ärger, je klüger. Wenn man zu einer verfolgten Parthei gehört, iſt man am ſicherſten an der Spitze. Ob ich mit Eduard, Eduard, Veränderungen vorgenommen, erinnere ich mich nicht.

Giebt es denn wirklich in Frankfurt Narren, welche hofften, die Franzoſen würden vor Antwerpen zurückgeſchlagen werden? Das iſt werk-

würdig! Gott weiß, wie ich das selbst wünschte, zwar aus andern Gründen als die Frankfurter; aber so toll, es zu hoffen, war ich nicht.

Samstag, den 5. Januar.

— — So eben verläßt mich der Heine, nach einem sehr langen Besuche, der mich gestört hat. Es ist das Erstemal, daß er diesen Winter zu mir kam, ob er zwar ganz in meiner Nähe wohnt. Sein böses Gewissen macht ihm meine Gesellschaft drückend. Ich verstehe hier unter bösem Gewissen nicht was man in der Sprache der Moral darunter versteht. Ich vermuthe zwar, daß Heine Schuft ist, aber ich kann ihm keine schlechte Handlung beweisen. Doch ein böses Gewissen hat jeder der mit sich zerfallen ist, anders fühlt als er denkt, anders spricht als er denkt und fühlt, und anders handelt als er spricht. Heute kam Heine, weil er erfahren, daß ich Xenien bekommen, worin von ihm die Rede ist. Den eitlen Narren macht

ſo etwas ganz unglücklich, und ich Böſewicht hatte meine Schadenfreude daran. — Von Cotta's Tod haben Sie wohl ſchon gehört. Das iſt jetzt nach Robert der zweite, der es nicht erlebt, daß ich ihn in meinen Briefen herunter-gemacht; Göthe mitgerechnet eigentlich der dritte. Meine Gegner haben Glück.

Seit Neujahr iſt völliger Winter hier. Ich bin das gar nicht mehr gewöhnt und jammere wie ein Kind. Das dauert aber hier nicht lange. — Da iſt der Brief. Was war ich Angſt. Schon zehn Minuten über der Zeit. Daß die Briefe noch nicht in Frankfurt ſind, hat wohl darin ſeinen Grund; der Verleger wollte ſie ſpäter in Frankfurt bekannt werden laſſen, weil von dort aus zuerſt ein Verbot zu fürchten war, welches dann die Verbreitung in ganz Deutſchland verhindert hätte. Daß *** die Briefe nicht lobt, kann ich mir wohl denken. Der Enthuſiasmus der Juden amüſirt mich; doch iſt es wahr, daß ich auf eine Art für die

Juden geſprochen, für die ſie mir Dank ſchuldig ſind. Das Buch von Heine iſt noch nicht hier. Daß er ein Ariſtokrat werden würde, ſah ich voriges Jahr ſchon kommen. Er iſt es geworden aus Furcht, aus Eitelkeit, und aus Eigennutz. Ich bin überzeugt, daß er Geld bekommen. Er iſt der unglücklichſte Menſch von der Welt, dem die Eitelkeit das Leben verbittert. Da er keinen Glauben und keine Liebe hat, und nur um den Beifall ſchreibt, hängt er ganz von dem launiſchen Urtheile der Menſchen ab. Ich war zugegen, als ihm Dr. *** (aus der Leipziger Zeitung) von dem Erſcheinen meiner Briefe ſprach. Er, wie keiner hier, wußte ein Wort davon, denn ich hatte mit Niemand ein Wort davon geſprochen. Als Heine das hörte — er war eben im Lachen begriffen — zog ſich plötzlich eine dicke finſtere Wolke um ſein Geſicht. Da bekam er nun Furcht, die gleichzeitige Erſcheinung unſerer Werke möchte ihm ſchaden, es möchte weniger von ſeinem Buche geſprochen

werden. Es kömmt gerade gelegen, was ich (im Häringsſalat*) von Heine geſagt, und wie man ſich in Berlin Mühe gegeben ihn hinüber zu ziehen. —

Wegen Brüſſel werde ich noch überlegen. An die Cholera dachte ich nicht. Es war mir nur darum zu thun Brüſſel kennen zu lernen; denn da ich in den erſten Jahren auf keine Weiſe nach Deutſchland kann, bleibt mir außer Paris, nur Brüſſel oder Genf übrig, mich da zu etabliren. Ich bin des Herumreiſens, wenn auch nur jeden Herbſt und Frühling, ſatt. Ich möchte gern einen Ort wählen, der Winters wie Sommers gleich intereſſant iſt. Genf wird mir ſehr gerühmt, beſonders wegen ſeines literariſchen und geiſtigen Lebens überhaupt. Dort möchte ich mich gern einrichten und ein Buch ſchreiben der Genfer-See, worin ich das Beſte, was ich weiß, hineinbringe.

*) Briefe aus Paris Bd. IV. S. 223.

Ich warne Sie noch einmal, bringen Sie meine Briefe und deren Abschriften jeden Tag in Sicherheit. Es ist in den lezten Zeiten vorgefallen, daß man nach verbotenen Büchern sogar bei Privatleuten nachforschte. In einem solchen Falle könnte es der Polizei gelüsten, auch andere Dinge, die nicht gedruckt sind, wegzunehmen.

Donnerstag, den 10. Januar.

An dem ausgestrichenen März, das ich für Januar gesezt, werden Sie erkennen, mit welcher Zeit meine Seele beschäftigt ist. So hat das Bild ganz die entgegengesezte Wirkung, als ich davon erwartet; es vermehrt meine Sehnsucht statt sie zu beruhigen. Es ist gerade wie mit einer konstitutionellen Monarchie, durch welche kluge Staatsmänner die Republikaner zu beschwichtigen hoffen. Aergern Sie sich nicht, daß ich Sie mit einer Konstitution verglichen; wer hieß Sie sich einen Kannegießer zum Freunde wählen?

Freitag, den 11. Januar.

Dieser Brief, fürchte ich, wird sehr kurz werden. Gestern hatte ich Besuche zu machen und war faul, das heißt: ich habe viel gelesen. Heute den ganzen Vormittag Besuche. Auf diesen Abend habe ich T. und einige Andere zum Thee eingeladen.

..... Gott weiß, wenn ich hier das Buch bekomme. Es ist sehr romantisch, wenn man so ganz in der Ferne den Donner wegen der Briefe rollen hört, und wie der Himmel immer schwärzer wird und das Gewitter näher rückt. Heute ist in der allgemeinen Zeitung von der „Dornenlese aus Göthe" im dritten Bande der Briefe die Rede, doch ohne weitere Bemerkung.

Samstag, den 12. Januar.

Indem ich voller Freude Ihren heutigen Brief erwarte, schlägt mir das Gewissen, daß ich Ihnen die Ihre verkürze, indem ich Ihnen heute so wenig schreibe. — Da ist der Brief.

Es ist ja erschrecklich, daß meine Briefe so theuer sind. Aber aus einem Artikel der Leipziger Zeitung und nach Ihrer eigenen Bemerkung, wird geglaubt, das Buch sei bei Campe erschienen. Das ist aber im Ernste gar nicht der Fall. Der Verleger wohnt hundert Meilen von Campe entfernt. Ich konnte ja wegen des Honorars mit ihm nicht einig werden und er schien Angst vor der Sache zu haben. — Der Gräfin habe ich noch nicht geschrieben, es soll aber gewiß noch im 19ten Jahrhundert geschehen.

Heine jammert überall in Paris herum (ich selbst habe ihn noch nicht gesprochen), welch ein Unglück ihm geschehen sei mit seinem Buche. In der Vorrede habe er Böses und Gutes vom König von Preußen gesagt; nun habe ihm die Zensur das Böse gestrichen und das Gute stehen lassen. Er wolle öffentlich dagegen reklamiren. Ich traue ihm aber nicht. Vielleicht hat er das Böse entweder gar nicht geschrieben, oder wieder

ausgestrichen. — Gestern war ein Liefländer bei mir, der aus Deutschland kam. Er sagte mir, die Aufregung dort wäre ungemein groß und beim nächsten Anstoße von Außen müßte es losbrechen.

— — Wenn ich tückisch wäre, würde ich nie gegen Carové öffentlich auftreten; denn seit vielen Jahren ist sein ganzes Streben auf einer preußischen Universität eine Professor-Stelle zu erhalten, und ich wäre ihm sehr behülflich dazu, wenn ich ihn zum Märtyrer seiner loyalen Gesinnung machte.

Ich habe heute mit Ihrem Bilde schon drei Seiten voll gesprochen, das macht mit dieser geschriebenen vier. Gegen das Oelbild habe ich einen wahren Haß. Es steht noch eingepackt im Vorzimmer und friert erschrecklich. Sie sehen, ich bin wie Göthe, ein reiner Kunstfreund. Am Gegenstande liegt mir nichts, sondern nur an der Form. Der S. muß Spione aufstellen, Leute, auf die er sich verlassen kann, und die ihm wie-

der erzählen was von den Briefen geſprochen wird. In ſeiner Gegenwart werden ſich die Leute geniren. Dann ſoll er einmal Abends von ſechs bis acht in den Schwan gehen, einen Schoppen Grün Petſchirten ſich geben laſſen. Er kann auch einmal Mittags da eſſen. Donnerſtag iſt der Sauerkrauttag. Er muß ſich aber nie in das Geſpräch miſchen, ſondern hören und mich nicht vertheidigen. Gehen Sie ins Theater und horchen Sie, was in den Logen geſprochen wird. Aber ich ſchicke Euch nächſtens den Vidocq, der ſoll Euch die Polizei einrichten. — „Drei Bände Blutpredigten.“ Iſt der Heine darunter begriffen? Was wird der wieder in Verzweiflung gerathen, mit mir zuſammengeſtellt zu werden! Nun Adieu. Nächſtens mehr.

Donnerſtag, den 17. Januar.

Ich komme auf Ihren geſtrigen Brief zurück. Zuerſt das Wichtigſte. Sie ſchreiben, daß Sie erſt im Mai in der Schweiz mit mir zuſammen=

kommen wollen? Soll es wieder werden, wie die beiden vorigen Male? . . Vor zwei Jahren in Baden und voriges Jahr in der Schweiz hat es bis August gedauert, bis ich mit den Briefen in's Reine kam. Und doch ist es nur eine Arbeit von drei Wochen, wenn ich mich daran halte. Schiebe ich die Arbeit auf, geht mir wieder der ganze Sommer verloren und ich kann weder reisen noch sonst etwas arbeiten. Ich will aber diesen Sommer in der Schweiz, besonders in der Landschaft von Genf, Stoff zu einem Buche sammeln, das ein Prachtwerk, ein deutsches Nationalwerk werden soll. Liebe, Natur, Politik, Voltaire, Rousseau, die Stael, alles untereinander. So lange die Briefe nicht fertig sind, kann ich nichts anderes anfangen, ich kann nie zwei Dinge auf einmal im Kopfe haben. Wie soll ich sie aber ohne Sie fertig bringen? Sie sagen, es wäre kalt dort. Was liegt daran? Wir wohnen in der Stadt und benutzen das rauhe Wetter, unsere Arbeit fertig zu machen.

Warten wir aber bis zum Mai, dann werden wir ſchwerlich Geduld haben, im ſchönen Frühlingswetter und der himmliſchen Gegend uns im Zimmer hinzuſetzen. Wenn Sie alſo Ihren ſchauderhaften Plan vom Mai aufgeben und mir zum Troſte ſchon im März kommen, werde ich Sie aus Dankbarkeit in meinem Prachtwerk himmliſch ſchildern; wo aber nicht, ſchildere ich Sie wie Sie ſind; zum Entſetzen Ihrer Zeitgenoſſen und zum abſchreckenden Beiſpiele der Nachwelt. Es ekelt mich ſchon, wenn ich daran denke, was ich mit meinen neuen Briefen wieder für ein Geſchacher haben werde, bis ich mit einem Verleger einig geworden.

Wegen meiner Aeußerung: daß ich bedauerte, drei Louisdor an den Pfarrer gewendet zu haben, die dem *** auffiel, kann ich Ihnen wirklich nichts ſagen. Das ſind Dinge, bei denen alle Verſtändigung nichts hilft. Sie wiſſen, wie das gemeint iſt, und das iſt genug. Ich glaube nicht, daß es viele Leute gibt, die an meiner

aufrichtigen christlichen Gesinnung oder meiner Religiosität überhaupt zweifeln. Die Grundzüge meiner Gesinnung müssen doch in meinen Schriften zu erkennen sein, und für einen Heuchler halten mich auch meine Gegner nicht.

Die Rezension von Menzel habe ich gelesen. Der gute Mann hätte mich gewiß gern mehr gelobt, wenn er gedurft hätte. Aber mit seinem Vorwurfe, daß ich mich mit dem schlechten Rezensenten-Gesindel abgegeben, habe ich mich königlich ergözt. Wie er sich nämlich von meinem Beispiele hinreißen ließ, alle seine Gegner auf das Heftigste und ganz in meinem eigenen Tone herunter zu machen. So ist der Mensch! — Die Erinnerungen aus Paris habe ich schon in der Schweiz gelesen. Was er von D. sagt, ist dumm und gar nicht passend. Der D. ist ein bornirter Mensch und eine wahre Carrikatur von Journalist; aber jüdisches hat er gar nichts, im Gegentheil, seine guten Seiten wie seine Schwächen sind ganz christlich.

Er hat nicht einmal das Temperament von einem Juden. Er iſt ein ächt lutheriſcher Phlegmatikus. Der Seybold muß für ſein Buch ſieben Monate auf der Feſtung ſitzen.

Ich leſe die Poſtzeitung ſeit vierzehn Tagen; aber des Königs Zeitvertreib von Berli, habe ich nicht darin gefunden. — Ich weiß nicht, was das iſt: Der Ball im Himmel von Heine. Ich habe ihn ſeitdem nicht geſehen, aber *** der ſein Vertrauter und ſein Trompeter iſt, ſagte mir, er wiſſe nichts von einem ſolchen Buche.

Samſtag, den 19. Januar.

. . . Auch das Buch (die Briefe) brauchen Sie mir nicht zu ſchicken, es wird wohl bald hier ankommen. Wenn der D. etwas für mich mitnehmen will, geben Sie ihm Tabak mit. Der Bürger, der im Muſeum meine Briefe zerriſſen (das zerreißt mir das Herz), iſt gewiß kein Anderer als der ***. Wir haben ihn vor zwei Jahren bei Tiſche in Gernsbach getroffen.

In der Gazette de France ſtand vorgeſtern: „l'auteur allemand Dr. Boerne, l'un des écrivains les plus spirituels de son pays, connu en dernier lieu par ses Lettres sur Paris, ouvrage pétillant d'esprit, d'une violence extrême contre les institutions monarchiques et surtout contre les princes allemands, vient de publier deux volumes nouveaux qui n'obtiendront pas plus que les précédents la permission de circuler en Allemagne, car ils sont tout aussi violents et peut-être plus violents encore contre les gouvernemens allemands. Boerne est juif de naissance, mais depuis longtems baptisé protestant. Natif de Francfort sur-le-Mein, il fut obligé il y a trois ans de quitter sa ville natale dans laquelle il occupait un emploi public. Il a vécu depuis lors à Paris.“ Daß die Briefe nicht verboten werden, das kann auch eine Liſt ſein, um den Verleger ſicher zu machen, daß er ſich nicht verberge. Ich hoffe aber, er wird ſo klug ſein, ſich nicht fangen zu

lassen. — Der Komet ist kein Viehstall, das ist ein liberales Blatt. Es kömmt aber nicht nach Paris.

Mittwoch, den 30. Januar.

— Von einem T. B. habe ich einen recht schönen Brief bekommen, der mir viel Freude gemacht hat, sagen Sie ihm das, und daß ich ihm und seiner Mutter für ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich herzlich danke. Antworten kann ich nicht, weil es mein alter Grundsaz ist keine Briefe zu schreiben, die von politischen Angelegenheiten handeln, weil dieses in jetziger Zeit gefährlich ist. Nicht für mich, der ich das nicht scheue, sondern für Andere, von welchen zu sprechen, ich durch solche Briefe leicht verleidet werden könnte. — Da ist Ihr dummer langer Brief, lang bis zum Mai, drei und ein halb Monate lang. Indessen die Beschwerlichkeit der Reise für Sie, da Sie keinen eigenen Wagen haben, brachte ich freilich nicht in

Rechnung. So ſind die Egoiſten. Alſo im Mai.

Samſtag, den 2. Februar.

Dieſer Brief wird erſt gar kurz werden. Geſtern hatte ich im buchſtäblichen Sinne Beſuche von Morgens elf bis Abends zwölf Uhr. Uebrigens müſſen Sie nicht die Keckheit haben, wie Sie es heute thun, die Kürze Ihrer Briefe mit den Meinigen zu vergleichen, das iſt noch etwas ganz Anderes. Eine von meinen Seiten gibt vier von Ihren, und beträgt neun gedruckte Seiten. Wenn ich alſo in den Wald hineinſchalle mit 1, ſchallt es als verkrüppeltes Echo mit $^1/_4$ heraus.

Einliegenden Brief beſorgen Sie an ſeine Adreſſe. Ich bitte aber S. ihn eigenhändig abzugeben. — Sagen Sie dem Reingaum und dem Körner: ſie möchten ſich vor einem gewiſſen *** hüten, einem ſogenannten deutſchen Patrioten, der ſeit lange in Paris, nächſtens eine

Miſſionsreiſe nach Deutſchland machen wird, angeblich in Geſchäften eines franzöſiſchen Journals. Sie ſollen die Warnung weiter gehen laſſen.

Vom ſüdlichen Frankreich haben Sie eine zu gute Vorſtellung. Marſeille hat eine traurige Gegend, kreidig, ohne Trinkwaſſer, und ohne Butter, und außer dem Intereſſe des Hafens ſonſt kein Anderes, das es zum längern Aufenthalte empföhle. Bordeaux eben ſo, ganz flach und ein langweiliger Handelsort. Nur Hyères hätte wegen ſeines ſüdlichen Klimas Vorzüge. Aber dort iſt theuer. Nizza wäre herrlich, aber dahin wage ich nicht zu gehen, wegen der despotiſchen Regierung. Doch wir werden ſehen. — Nach Biel in der Schweiz darf ich auch nicht, weil dort die Preußen Herr ſind, die im Stande wären mich feſt zu halten. — Ich habe vom Campe Brief bekommen. Jezt, da er ſieht, daß mein Buch nicht verboten worden, reut es ihn, daß er es nicht in Verlag genommen hat,

und er gibt zu verſtehen, daß er Luſt hat, die neuen Briefe zu drucken. Ich will aber gar nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Den 19. Februar.

Ich bin Ihr Haus=, Hof= und Staatskanz=ler. Heute wird wahrſcheinlich blos vom Haus die Rede ſein, denn an Hof= und Staatsan=gelegenheiten werde ich nicht kommen. Es wird in dieſem Briefe nichts zum drucken kommen. Ich bin mit einigen Artikeln, mit Heine's Buch u. a. beſchäftigt, über die ich nicht ſogleich nach Luſt der Feder ſchreiben kann; denn ich muß Notizen dazu ſammeln, kann alſo nicht eher anfangen, bis ich damit fertig bin. Ohnedieß habe ich Luſt wieder Einmal grob mit Ihnen zu ſein, wozu ich mir ſeit ſo lange keine Zeit genommen. Ich weiß zwar noch nicht, worüber ich grob ſein ſoll, es wird ſich aber ſchon ein Anlaß finden. D. reiſt nach Frankfurt. Er bringt Ihnen mit: 1 Exemplar Briefe. 2. Bro=

ſchüre von Chateaubriand. 3. Drei Stangen farbig Siegellack. — Ich denke daran, weil doch in den nächſten Jahren für mich gar keine Ermunterung ſein wird nach Deutſchland zu gehen, und ich mich irgendwo fixiren muß, mir für kommenden Winter meine Bücher ſchicken zu laſſen. Ich wünſchte alſo, daß Sie von einem Sachverſtändigen die drei Kiſten mit Büchern gehörig packen laſſen ſollen.

Wenn ich wegen meiner neuen Briefe wieder mit einem Buchhändler in Unterhandlung trete, muß dieſe Correſpondenz mit dem größten Geheimniß betrieben werden. Dazu muß ich haben: 1. Eine Adreſſe in Frankfurt, unter welcher mir, nach Abreiſe des S. ein Brief ſicher zugeſchickt werden kann. 2. Eine Adreſſe in Leipzig, unter welcher ich dem Verleger meinen Brief ſchicken kann. 3. Eine in Hamburg zu gleichen Zwecken. Hat an dieſen Orten S. nicht Bekannte, durch welche ſicher ſo etwas zu beſorgen wäre?

Wie es mit meiner Abreiſe ſteht, habe ich Ihnen ſchon geſagt. Sollte ich Anfangs März ſchon abreiſen, brauchen Sie ſich im Falle ſchlechten Wetters meinetwegen keine Sorgen zu machen. Wie ſchon geſagt, ich reiſe nur ſpazieren. Vierzehn Tage bringe ich auf dem Wege nach Genf zu. Ich mache ſogar einen Umweg von einigen Meilen, um eine wegen ihres Alterthums intereſſante Stadt zu ſehen, die nicht auf meinem Wege liegt. Beſançon. Ich will Reiſebilder machen. In vier Wochen kömmt leicht der Stoff zu einem Bande zuſammen. Ich muß wirklich darauf ſehen, daß ich auch nächſten Sommer etwas Einträgliches ſchreibe, ſonſt mache ich bankerott und Ihr müßt mich ernähren. Bis zu Ende Mai iſt einſchließlich des Wechſels, den ich noch erwarte, mein Geld all. Dann habe ich noch das Raſſauer. Und dann Adieu Geld. — Jezt komme ich auf Ihre Reiſe. Ich glaube das iſt eine ſchöne Gelegenheit grob zu ſein. Ich habe

ſchon davon geſprochen. Nicht bei Nacht zu reiſen iſt ein Hauptgeſichtspunkt, aber mit dem Tag-Eilwagen zu gehen iſt gar nicht ſo bequem, als Sie ſich vorſtellen. Man fährt Abends bis zehn, elf Uhr, und muß Morgens um vier Uhr ſchon fort. Ich meine alſo am beſten, Sie nehmen einen Miethwagen . . Unter dieſen Umſtänden brauchen Sie alſo nicht bis zum Mai zu warten, ſondern können abreiſen, wenn Sie Luſt haben, nämlich wenn ich will. — Jezt fängt das Zanken an. Alſo ich denke mir Sie in Baſel angekommen und nun weiter . . Iſt es nicht gräulich, wie Eduard Meyer ſagt, ſchändlich, niederträchtig von Euch, daß Ihr mich in Genf ſchmachten läßt, und vielleicht wochenlang auf dem Wege von Baſel nach Genf zubringt? Wir kommen ja ſpäter doch in alle dieſe Gegenden, warum ſich da aufhalten? Darum wünſche ich eben, daß Sie früh abreiſen, damit zum Herumlaufen das Wetter noch zu kalt ſei. Darum wünſche ich, daß Sie von

Heidelberg den Wagen gleich nach Genf dingen. Ich kann nicht eher eſſen und ſchlafen, bis Sie mir die feierliche Verſicherung geben, daß Sie ſich zwiſchen Baſel und Genf nicht aufhalten wollen. Haltet euch fleißig am Abſchreiben, daß alles zur gehörigen Zeit fertig werde. Bringen Sie für mich eine große ſchöne Thee-Serviette mit. Sie kennen doch den Dintenſtecher, den ich auf meinem Pulte habe? Er iſt ganz unbrauchbar vor Alter. Kaufen Sie mir in Frankfurt beim Dreher einen Andern, ſo groß er nur zu haben iſt. Sollte man in Frankfurt keinen haben, bekommen Sie das in Heidelberg am beſten. Sie müſſen einen Zettel von meinen Wünſchen machen und alles gleich aufſchreiben, ſonſt wird es vergeſſen.

Mittwoch, den 20. Februar.

Den Wechſel habe ich erhalten. Dem S. will ich für die ſchöne Beſorgung danken ſobald ich das Geld eingenommen. Eher nicht. Die

Möglichkeit des Proteſtirens! Das Wort hat einen fürchterlichen Eindruck auf mich gemacht. —

Gewiß hat **Marion Delorme** und **Le roi s'amuse** herrliche Sachen. Ich liebe Victor Hugo ſehr. Aber er iſt verrückt. Heute Abend ſehe ich Lucrèce Borgia.

Geſtern Abend war ich bei Lafayette. Er hat mich dieſen Winter ſchon oft eingeladen. Da er aber die Vormittagsſtunden zum Beſuche beſtimmt, erklärte ich, Vormittags hätte ich keine Zeit. Das war aber nur Vorwand. Ich wollte von gewiſſen Leuten nicht eingeführt ſein, ich wollte ohne Zeugen mit ihm ſprechen. Das merkte man endlich und er ließ mich auf geſtern Abend einladen, wo er allein wäre. Was wir geſprochen, kann ich dem Papier nicht anvertrauen, und da ich ohnedieß nichts darüber drucken werde, bleibt alles mündlicher Mittheilung vorbehalten. — Der arme Eduard Meyer! Ich habe mir gleich gedacht, das

Schwert roth werde ihm ferner beſtändig über dem Haupte hängen. Der Wurm hat wieder gegen mich geſchrieben. Es iſt verſprochen worden, habe aber das Blatt bis jetzt noch nicht erhalten, (Literaturblatt zur Hamburger Börſenhalle.) — Der Heine über ſein Buch wird ſehr von mir heruntergemacht werden. Haben Sie denn beim Leſen gar nichts Dummes, Anmaßendes und Lächerliches gefunden?

Einliegenden Brief beſorgen Sie meiner Schweſter.

Den 21. Februar.

— Ihr Brief. Ich habe gar nicht nöthig mich einen Tag zu beſinnen, was ich antworten ſoll. Ich bin nicht ſo dumm wie gewiſſe andere Leute. Ich weiß gleich was ich will. Ihr Plan gleich nach Paris zu kommen iſt dumm. Auf jeden Fall müſſen wir ja nach der Schweiz, und von dort im Herbſte wieder hierher reiſen. Wozu

alſo den unnöthigen Weg machen? Ihre Einwürfe wegen des ungünſtigen Wetters haben keinen Grund. Was meine Reiſe betrifft, brauche ich kein gutes Wetter. Erſtens, weil ich kleine Tagreiſen mache und einen bequemen Wagen habe. Zweitens, weil zu meinen projektirten Reiſebildern ich die Natur wenig brauche, da ich mehr über ſtädtiſche und geſellige Verhältniſſe ſchreiben werde. . . Jezt ſchreibt ab und packt und kommt mir nicht nach Paris, ſonſt gebe ich Euch als Mitſchuldige des Piſtolenſchuſſes an. Adieu.

Wie wird ſich mein Verleger freuen, daß die Briefe in Baiern verboten ſind.

Den 5. März.

. . . . Ich habe neulich von einem mir unbekannten jungen Schriftſteller Namens Laube, der mir aus Leipzig ein Buch geſchickt, einen närriſchen Brief erhalten, aus dem ich Ihnen einige Stellen mittheilen will. „Ich werde mich

„nicht erſt lange bei unnützen Krummbuckeln an „der Thürſchwelle aufhalten, ſehr lieber Börne, „um mich zu entſchuldigen, warum ich Ihnen „ſchreibe. Ich liebe Sie ſehr — das wäre ja „genug; ich könnte Sie in ein Mädchen ver„wandeln und Ihnen ſagen, daß eine ſolche „Schönheit, ein ſolcher Reiz ꝛc. mir nicht län„ger Ruhe laſſe, daß ich mein Herz ausſchütten „müſſe, Sie würdens als Mädchen nicht übel „nehmen, als unſer Volkstribun würden Sie's „noch weniger" . . . „Ich bitte Sie, das andere „Buch dem Fürſten C. durch Ihren Conrad zu „ſchicken — ich hoffe Conrad, den Sie in Ihrer „Rocktaſche mit zur Berühmtheit genommen ha„ben, befindet ſich wohl." . . . „In einigen „Wochen erhalten Sie den zweiten Theil meines „neuen Jahrhunderts — das zu leſen wird Ihre „Höflichkeit nothwendig machen, denn Sie ſind „ſelbſt der Haupthelb des erſten Abſchnittes, „und gegen den geſchichtlichen Börne müſſen Sie „doch ſo weit höflich ſein, daß Sie ihn anſehen."

. . . „Ueber Ihre neuen Bände ſchreibe ich Ihnen „nichts, weil ich an unſere Damen darüber re„feriren und vor aller Welt rezenſiren muß, „und ich ſchäme mich immer meiner Armuth, „wenn ich daſſelbe wiederholen ſoll. Sie ſind „ein Stück Weltgeſchichte für Deutſchland ge„worden, unſer unbezahlbarer Tribun, unſere „demokratiſche Behörde. Wir müſſen Ihnen „unſere Klagen einſchicken, denn Sie ſind der „einzige unabhängige, wahrheitsliebende Advokat „Deutſchlands. Jene Damen — ſie ſind ſehr „hübſch, von gutem Adel, aber durch meinen „plebejiſchen Umgang verdorben — ſchicken Ihnen „die wärmſten Küſſe, und wenn Sie einmal — „großer Gott wann? — ins freie Deutſchland „kommen, dann halten wir ein großes Mahl, „wo alle die alten Redensarten mit Creme ſer„virt werden, die wir gegen Sie haben anhören „müſſen, und die wir nun verſüßt herunter„ſchlucken.“ . . . „Ich habe zu meinen öffent„lichen Briefen auch eine Dame als Objekt,

„Zielſcheibe, ſie will aber nichts mehr von mir „wiſſen, ſeit ſie erfahren, daß man ſolche Dinge „wie Sie an ein Frauenzimmer ſchreiben könne.“ „ . . . „Brockhaus, mit dem ich zuweilen ſpreche, „iſt aus dem Häuschen wegen „dem Vieh„ſtall“ . . .

Mittwoch, den 6. März.

Die Rezenſion von Wurm in der Hamburger Börſenhalle habe ich geleſen. Dieſesmal iſt es gar nicht zu verkennen, daß er nur geſchimpft, um der Zenſur Sand in die Augen zu ſtreuen, und die beſten Stellen aus dem Buche ausziehen zu können.

. . . . Eine gute Oper kann jetzt höchſtens in Paris Glück machen, wo man ihr wegen der Pracht der Dekorationen und Ballete ihre Vorzüge verzeiht. Sogar eine ſchlechte reuſſirt manchmal dadurch. Seit acht Tagen wird in der großen Oper, eine neue von Auber gegeben: Guſtave III. Alle Welt ſagt, die Muſik ſei

erbärmlich, aber man findet keinen Plaz, die Pracht der Dekorationen ſoll unerhört ſein. Der lezte Akt ſtellt einen Hofmaskenball vor, mit einem Glanze, den man nie in der Wirklichkeit an einem Hofe fand. Achtzehnhundert Kerzen brennen auf dem Kronleuchter. Schon vierzehn Tage vor der erſten Aufführung konnte ich kein Billet bekommen. Wenn hier eine neue Oper zum Erſtenmale aufgeführt wird, wird faſt das ganze Parterre, theils vom Componiſten und Dichter, theils von der Theaterdirektion ſelbſt verſchenkt.

Samſtag, den 9. März.

Dieſer Brief wird wohl der kürzeſte werden, den ich Ihnen dieſen Winter noch geſchrieben, und damit Sie es weniger merken, nehme ich kleines Papier dazu. Ich habe wieder einen großen Artikel, zu dem ich Notizen zu ſammeln habe. Geſtern Abend wollte ich zu ſchreiben anfangen, da kamen aber *** und ſeine Frau

und tranken Thee bei mir. Uebrigens kann ich Sie jezt vernachläſſigen, denn ich brauche Sie — nämlich keinen Verſtand mehr. Noch zwanzig meiner Zeilen, gerade zwanzig und meine zwei Bände ſind fertig. — Seit geſtern iſt wieder völlig Winter und es hat geſchneit. Abſcheulich Wetter! Wenn ſich eine Gelegenheit dazu findet, ſchicken Sie mir ein Exemplar der Mauthpredigt. Auch die Mannheimer Beſtie. Alſo der arme Conrad iſt auch herunter gemacht? —

Wegen Rotteck muß freilich ſein. Dieſe Menſchen haben ungeheuer geſchadet, und man muß ſie in der öffentlichen Meinung ſtürzen. Darüber ſind auch alle wahre Patrioten einverſtanden.

Samſtag, den 16. März.

Sie werden merken, daß dieſer Briefbogen nicht urſprünglich ſo kurz war, ſondern daß oben ein Stück daran abgeſchnitten worden. Es war oben etwas anderes geſchrieben und ich wollte den Bogen nicht zu Grunde gehen laſſen. Jezt

ist er wieder schön kurz und Sie merken die Abgebrochenheit weniger. Meine Einfälle über den Wechselprotest habe ich ganz vergessen. Was mir Nachts im Bette einfällt, vergesse ich immer, wenn ich es nicht gleich aufschreibe. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon gesagt, daß ich diesen Winter fast täglich, entweder nach dem Essen eine große Tasse Kaffe oder Abends zehn Uhr Thee trinke, und ich spüre keine nachtheiligen Folgen davon, wie früher. Das habe ich dem anhaltenden Gebrauche jenes geheimen Heilmittels zu verdanken, das ich jedem Kranken für hundert Louisdor feil biete. Der Teufel hole die Aerzte! Jezt in meinen Jahren, wo die Constitution nicht mehr gründlich gebessert werden kann, hat das einfache Mittel, nachdem ich durch Krankheiten so sehr geschwächt worden, doch noch viel geholfen; wie sehr würde es nicht schon vor zwanzig Jahren genüzt haben, wo ich schon meine jezigen Uebel hatte, nur noch nicht entwickelt. Seit drei Jahren hatte ich

faſt alle Monate Blutſpeien, wenn auch in keinem gefährlichen Grade; aber ſeit fünf Monaten, daß ich das Mittel gebranche, gar nicht, und befinde mich überhaupt beſſer. Dabei beobachte ich, außer daß ich keinen Wein trinke, weniger Diät als ſonſt.

— Es läge mir erſtaunlich viel daran, alles abgeſchrieben zu haben, was ich ſeit drei Wintern über Heine geſchrieben, und nicht gedruckt worden. Wie aber das machen? Alle Briefe durchleſen und abſchreiben, würde zu große Mühe machen. Es bleibt alſo nichts übrig, als ſie mitbringen. Wollen Sie das thun? Es liegt mir ſehr viel daran. Ich komme beſtimmt mit dem Heine früher oder ſpäter öffentlich in Streit, und da kann ich es benuzen. In die neue Zeitung l'Europe littéraire, die ſeit Anfang März erſcheint, ſchreibt er lange Artikel über die deutſche Literatur, wo ſeine niederträchtige Geſinnung „gräulich“ hervortritt. Wie er mir ſelbſt früher in ſeiner lächerlichen Eitel-

keit ein gefährlicher Menſch und Schelm ſein zu wollen geſtanden, will er das Blatt benuzen, ſeinen Freunden zu ſchmeicheln und ſeine Feinde zu verläſtern, und ſo ſpricht er gegen ſein eigenes beſſeres Wiſſen und urtheilt über Literatur und Schriftſteller. Göthe, den er ſo wenig achtet wie ich, ſtreicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen. Varnhagen von Enſe, ein Berliner Legationsrath, der den Kopf einer Ameiſe hat, nennt er: „un homme qui a dans le coeur des pensées grandes comme le monde.“ Auf mich wird er wohl noch kommen, doch ſagte er im letzten Blatte, wo von Göthe's Gegnern die Rede iſt, in Bezug auf mich: „un enragé sans-culotte lui présentant la pointe de sa pique.“ Kurz es jukt mich, mit ihm anzubinden, und ich muß doch mein Wort halten, denn ich habe ihm in meinen Briefen gedroht: „die Wahrheit wird ihn treffen wie die Andern auch, nur töblicher.“ Da in der Europe littéraire nicht von Politik geſprochen werden ſoll, glaubt Heine

in der Literatur ſeine politiſche Apoſtaſie und Kriecherei gegen die Diplomaten verbergen zu können. Ich muß ihn entlarven. Stellen Sie ſich vor, daß er den Hering lobt! Kurz er iſt ohne alle Scham.

.... Ueber Heine wird dieſen Sommer eine Broſchüre geſchrieben und gegen Sie, wenn Sie bis zum zwanzigſten April nicht in Aarau ſind, ein Foliband. Wie ſchön breit mein Brief ausſieht. Adieu. Vergeſſen Sie nicht Ihren Verſtand einzupacken. Er wird keine Ueberfracht koſten. Ihr kleiner Rabner. Adieu liebe Getreue!

Sonntag, den 17. März.

Ich bin ſchon mit den Vorbereitungen zu meiner Abreiſe beſchäftigt. Das wichtigſte Geſchäft, die Sorge für chemiſche Zündhölzer iſt ſchon beſeitigt. Davon muß ich einen ungeheuern Vorrath haben, ſo viel für tauſend und eine Nacht hinreicht, ſonſt kann ich nicht ruhig ſchlafen.

Mittwoch, den 20. März.

Ach, was ſind die reichen Leute ſo unglücklich! Geweint habe ich faſt vor Aerger, als ich genöthigt war, das langweilige Naſſauer Circular zu ſtudiren, und als ich an die ungeheuere Arbeit dachte, eine Vollmacht zu ſchreiben. Jezt iſt aber alles glücklich überſtanden. Ich habe mich für 4 Proz. Oblig. entſchloſſen. Das finde ich am beſten. Nehmen Sie das Geld gleich ein oder zur Verfallzeit, machen Sie das, wie Sie können und wollen. Laſſen Sie mich in Ruhe und kommen Sie mir nicht mehr mit ſolchen gemeinen Dingen. Lieber behalten Sie das ganze Geld. Vom Notar meine Unterſchrift vidimiren laſſen, war nicht möglich. Das hält fünf bis ſechs Tage auf, muß beim Juſtiz-Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Frankfurter Geſandten ꝛc. viſirt werden. Ich hatte voriges Jahr eine ſolche Geſchichte. Im Nothfall kann meine Unterſchrift durch Frankfurter Zeugen beſtätigt werden.

Uff! Ich habe Bruſtſchmerzen. — Das Wetter iſt jezt auch hier ſchön. Ich mache mich reiſefertig. Doch wird wohl dieſer Monat noch darüber hingehen. Wenn Sie mir etwas Nöthiges oder Intereſſantes zu ſchreiben haben, warten Sie nicht bis der Brieftag kömmt, ſondern ſchreiben Sie früher. Adieu. Ich habe viel zu thun. Wäre heute nicht Frühlingsanfang, würde ich erſchrecklich fluchen über den Mai-Eilwagen.

Freitag, den 22. März.

. . . . . Bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein, daß ich ſchon ſo oft mit Swift verglichen worden bin; ja gleich bei meinem erſten ſchriftſtelleriſchen Auftreten, als das erſte Heft der Wage erſchien, haben mehrere gebildete Leute in Frankfurt, wie Rath Schloſſer, Willmer ꝛc. dieſe Vergleichung angeſtellt. Wurm in Hamburg hat in ſeinen beiden Rezenſionen darauf angeſpielt, ſagt aber, man thäte mir

Unrecht, mich mit Swift zu vergleichen, denn ich wäre viel liebenswürdiger als er. Es ist wirklich komisch, wie dieser Wurm, ohngeachtet er gegen mich loszieht, sich so sehr bemüht, meine Liebenswürdigkeit über die Swift's zu erheben. Es ist wahr, Swift war eine herzliche boshafte Canaille. Worauf ich nun eigentlich kommen wollte: von diesem Swift, meinem Vorahmer habe ich nie etwas gelesen, außer als Knabe eine Uebersezung von Gulliver's Reisen. Kürzlich las ich sein Leben von Walter Scott, der von seinen Schriften eine neue Ausgabe veranstaltet. Jezt hätte ich nun die größte Lust, diese kennen zu lernen; ich habe sie mir aber hier nicht verschaffen können. Die Ausgabe von Walter Scott von wenigstens zwanzig Bänden kömmt zu theuer. Jezt wollte ich nun S. bitten, sich umzusehen, ob er nicht vielleicht eine ältere und wohlfeilere Ausgabe von Swift findet (Original englisch) und sie für mich zu kaufen und mitzubringen.

Ich will bis zwei Carolin daran wenden. Findet er keine Ausgabe von allen ſeinen Schriften, kann er auch einzelne Werke kaufen. Das dürfen aber nicht die bekannteſten ſein, wie Gulliver, das Mährchen von der Tonne, an denen mir weniger liegt, ſondern die minder bekannten: ſeine Werke in Verſen, das Tagebuch an Stella, beſonders ein berühmter ſatiriſcher Aufſatz, worin er ganz ernſthaft den Vorſchlag macht: um den Zuſtand der Armen zu verbeſſern, ſollen die Reichen deren Kinder eſſen. — Swift war wegen ſeines ſittlichen Lebens ein merkwürdiger Menſch. Er hatte zwei Freundinnen, eine ältere und frühere Stella und eine jüngere und ſpätere Vaneſſa. Beide liebten ihn leidenſchaftlich und wollten ihn heirathen, da er ſchon fünfzig Jahre alt war. Eine wußte nichts von der andern, wenigſtens nichts gewiſſes. Vaneſſa ſtarb aus Gram, weil ſie Swift nicht heirathen wollte. Stella

quälte ihn Jahre lang, sich endlich mit ihr zu verbinden. Nach vieljährigem Umgang gab er dem Wunsche nach, doch unter der Bedingung, daß die Heirath geheim bleiben sollte, und sie getrennt in verschiedenen Häusern wohnten. Schon früher, ehe sie verbunden waren, hatte Swift streng darauf gehalten, daß sie sich nie ohne Zeugen sprächen, um allen üblen Gerüchten vorzubeugen. Die Heirath blieb wirklich geheim bis nach Stella's Tod. In Swift's Verhältnissen war nicht der geringste Grund vorhanden, der das Geheimniß seiner Ehe nöthig machte. Die damalige Welt konnte sich diese Bizarrerie nicht erklären. Walter Scott gibt folgende Aufschlüsse hierüber. Swift hatte ein kaltes Temperament und für jede andere Liebe als die romantische gar keinen Sinn. Um nun diese seine Eigenthümlichkeit der Stella nicht merken zu lassen, hatte er vor der Heirath es eingerichtet, sie nie ohne Zeugen zu sehen, und als er der Ehe nicht

länger ausweichen konnte, zur Bedingung gemacht, daß die Ehe geheim bleiben sollte, und sie nie unter einem Dache wohnen. Dieser Swift, der größte Satiriker aller Zeiten, der sich so furchtbar gemacht, daß er dreißig Jahre lang den größten Einfluß auf alle Staatsverhältnisse hatte, weil die Minister bald seine Feder fürchteten, bald gebrauchten — dieser nie besiegte Spötter fürchtete sich vor dem Spotte einer schwachen gutmüthigen Frau im Nachtkleide, und spielte dreißig Jahre lang eine langweilige, ihm selbst lästige Comödie, um ihm zu entgehen! O Weiber, Weiber, Weiber! Der Teufel ist euer Vater und die Satire eure Mutter!

Ich muß Sie noch Einmal daran erinnern, daß ich alles, was ich vorigen und vorvorigen Winter über Heine geschrieben, nöthig brauche. Wenn also zu beschwerlich ist, die vielen Briefe durchzulesen und auszuziehen, müssen Sie sie im Original mitbringen.

Samstag, den 23. März.

Auch hier ist wieder abscheulich Wetter. Schnee, Regen, kalt, pfui. — Sie haben geglaubt in dem Wagen mit drei Postpferden säße ich und ich würde gefangen weggeführt. Schämen Sie sich nicht und sagen Sie die Wahrheit. Lesen Sie das Buch von Spazier. Wenn die Dedikation nicht zu groß ist, können Sie sie abschreiben. — Ich gehe nicht von hier gleich nach der Schweiz, sondern erst nach Straßburg, wo ich etwas zu thun habe, und acht Tage bleibe. — Wie können Sie nur glauben, daß ich mit Leidenschaft gegen Heine verfahren werde? Es ist mir nur darum zu thun, den lächerlichen Plan der Aristokraten (und es ist eine förmliche Verschwörung gegen mich) zu vereiteln. Und das bringe ich zu Stande. Dazu bin ich ganz der Mann. Die Lacher werden auf meiner Seite sein. — Ich habe heute noch zwei Briefe zu schreiben und habe überhaupt viel zu thun. Adieu. Ich

habe geſtern in einem alten Buche ein Mittel entdeckt, wie ein Herr jedes Frauenzimmer in ſich verliebt machen kann. Ganz im Ernſte. Ich erzähle Ihnen das ein Andermal.

Es liegt mir ſehr viel daran, daß die Leute in Frankfurt glauben, ich ginge nach Baden-Baden. Die Gründe kann ich Ihnen ſchriftlich nicht mittheilen. Ich bitte Sie daher, den Bekannten und Freunden geſprächsweiſe zu ſagen, Sie kämen zu mir nach Baden, wo wir bis Ende Juni blieben und dann nach der Schweiz gingen. Sie müſſen aber ſtandhaft dabei bleiben, und, ohne Ausnahme, keinem Vertrauten die Wahrheit ſagen. Bemerkt jemand, es wäre für mich nicht räthlich nach Baden zu gehen, man könnte mich einſtecken, behaupten Sie zuverſichtlich: ich kenne hohe Beamte in Carlsruhe, die im Falle einer Gefahr mich warnten.

Wenn die Briefe abgeſchrieben (es kömmt nichts mehr dazu) bitte ich S. ſie gleich einzu-

packen, und ganz eingerichtet, durch den Postwagen abzuschicken. Dieses Paket lassen Sie einstweilen liegen. Die Adresse an Wen und Wohin werde ich später angeben. S. soll zum äußern Siegel nicht sein Petschaft nehmen, sondern einen andern Buchstaben, wo möglich ein K.

Schreiben Sie mir auf diesen Brief keine Antwort, als: die beiden B. sind oder werden besorgt.

Ich wünschte, daß sich S. erkundigte, bei . . . . . ꝛc. was ein gewisser *** aus . . . für ein Mensch ist? Er hat diesen Winter hier zugebracht. Er ist hier viel mit Republikanern umgegangen. Lassen Sie mir doch bei K. einige von den vielen politischen Broschüren holen, die, wie ich höre, jezt heimlich zirkuliren. Wenn sie bezahlt werden, kaufen Sie sie.

Mittwoch, den 27. März.

Sie haben mich erst daran erinnert, was ich ganz vergessen, daß ich Sie voriges Jahr

betrogen, und nach Baden gereiſt bin, während ich vorgab, nach der Schweiz zu gehen. Ich gebe Ihnen die heiligſte Verſicherung, daß ich diesmal nicht daran denke, ſondern wirklich nach der Schweiz gehe. In Straßburg habe ich Geſchäfte, ſonſt ging ich den graden Weg nach Baſel. Aber ich wünſchte, daß Sie es erzählten, wir kämen in Baden zuſammen. Auf dem leeren Papier in ihrem Briefe habe ich eine ſehr ſchöne Landſchaft gezeichnet. Erinnern Sie mich daran, daß ich ſie Ihnen zeige. Seit Claude Lorrain hat man ſo etwas Schönes nicht geſehen. — In dem Piſtolenprozeß iſt wirklich allerlei vorgekommen, was Bergeron verdächtig macht, und ich hätte ſelbſt manchmal denken mögen, er wäre ſchuldig. Aber wir können doch irren. Die Polizei hat die Sache ſo eingerichtet, daß ſie leicht den Verdacht lenken konnte, wie ſie wollte. Eine ſehr ſchöne Carrikatur iſt über den Prozeß erſchienen. Ein Theater wird vorgeſtellt. Dübois und Perſil

treten als Comödianten am Ende des Stückes hervor und sagen: **Messieurs, l'auteur de la pièce que nous avons eu l'honneur de jouer devant vous, désire garder l'anonyme.** Louis Philipp sizt im Souffleurkasten ꝛc. Vergessen Sie meinen Paß nicht. Also künftigen Donnerstag, wenn das Wetter gut ist, reise ich ab. Wahrscheinlich über Metz, wo ich einen Tag bleibe. Ich habe jezt gar nichts mehr zu schreiben. Vergessen Sie nicht mir Tabak mitzubringen. Holz habe ich für 240 Franken gebraucht.

— — Das wäre doch merkwürdig, wenn ich wirklich der erste Deutsche gewesen wäre, der in Jean Paul den Dichter des Liberalismus erkannt, wie Spazier meint! Das ist ja seine eigenste Natur. Adieu. Nein, was sind wir alle drei so langweilig! In Aarau gibt man uns gewiß das Bürgerrecht.

Samstag, den 30. März.

Ach! Was werden das heute wieder für langweilige Briefe werden, besonders Ihrer! Sie hatten aber Recht, wie Sie neulich sagten: im Frühlinge haben wir beide keinen Verstand, besonders Sie. Seit vielen Jahren habe ich bemerkt, daß Sie jedes Jahr vom Anfange März bis Ende Februar dumm sind. Das Wetter ist jezt gut, und ich wäre schon abgereist, aber mir graut vor dem langweiligen Wege. Ja, wenn ich am Ende der Reise gleich zu Ihnen käme, das wäre etwas anderes; aber so, noch vier Wochen warten, da verliert man alle Geduld.

Da mein Buch fertig ist, mag ich auch kein vernünftiges Wort mehr schreiben. Die deutschen Fürsten haben jezt gute Zeiten; es scheint wirklich, sie wissen, daß meine zwei Bände voll sind. Sie machen es gar zu toll.

..... Ich traue dem *** nicht. Sollte ich ihm auch Unrecht thun, so schadet es nicht,

TAYLOR INST. OXFORD

da ich außer Ihnen keinem meine geheime Gesinnung mittheile. Ein Thor, wer einem deutschen Edelmanne traut, der Minister war, es wieder sein möchte und lauter Verwandte hat, die an das Fürsten- und Hof-Interesse gefesselt sind. Daß er liberal schreibt, mag einen deutschen gelehrten Gimpel wie *** irre machen, mich täuscht das nicht. Ist er auch jezt kein Verräther, kann er es doch täglich werden, wenn ihn die Aristokratie wieder in ihre Mitte aufnimmt. Dann könnte er alles benuzen, was man ihm früher anvertraut. Wär' ich nicht ein Thor, wenn ich das nicht bedächte? Nicht etwa als hätte ich für mich zu fürchten — ich habe ja das Aergste drucken lassen; aber andere Personen könnte ich in meinen Briefen kompromittiren, und überhaupt der Sache der Aristokratie, sowohl durch meine mitgetheilten Thatsachen, als auch durch meine Ansichten nüzen. Dieser Gedanke dupe zu sein, war mir unerträglich. Da ich nun einmal dem ***

ſchreiben mußte, hielt ich es für nöthig, ihm alle Hoffnung zu benehmen, mich in eine politiſche Correſpondenz zu ziehen. Mit welcher Heuchelei und mit Höflichkeit vergoldeten Unverſchämtheit ich es gethan, werden Sie aus nachfolgendem Briefe erſehen, den ich dem *** vor meiner breiſe von Paris ſchreiben werde.....

Nur auf dieſe Art behaupte ich meine koſtbare Unabhängigkeit. Ich habe ſeit den lezten Bundestagsbeſchlüſſen, und ſeitdem ich ſah, wie die ſeit zwei Jahren verſteckte Ariſtokratie wieder aus ihren Löchern hervorkriecht, unverſchämter, drohender als je, ſo einen glühenden Haß gegen den Adel bekommen, daß ich mit keinem Edelmanne etwas zu thun haben will, und mag er auch ſo achtungswerth als *** ſein. Er entgeht dem Einfluſſe ſeines Standes doch nicht, bei allen liberalen Geſinnungen. Dieſe Herren wollen zwar keinen Fürſtendespotismus, unter dem ſie ſelbſt leiden, aber die Freiſinnigſten unter ihnen wollen eine engliſche

Aristokratie. Darum hole sie der Teufel alle miteinander.

Ich glaube dieser Sommer wird merkwürdig werden, sowohl für Frankreich als für Deutschland und Gott und der Teufel werden ein Doppelt-Gewitter mit einander spielen; aber da meine zwei Bände voll sind, will ich nichts weiter davon sagen. Denken Sie sich, vorgestern habe ich zum Erstenmale Eis gegessen, seit ich hier bin. Ist das nicht merkwürdig? Gestern Abend bin ich damit fortgefahren, und so werde ich so lange ich noch hier bin, mir die Langeweile vertreiben. Jezt warte ich auf Ihren dummen Brief . . . da ist er! Ich ärgere mich, daß er nicht so langweilig ist, wie ich erwartet, sondern das Gegentheil. Ich bin neidisch. Verlassen Sie sich auf mein heiliges Versprechen, daß ich nicht nach Baden gehe, was Sie auch darüber hören mögen. Daß Sie früher kommen möchten als erst im Mai, dieser mein Wunsch ist doch erklärlich genug. Ich

verliere, wenn Sie nicht bei mir sind, so viele Zeit, in der ich meine Briefe fertig machen könnte. Zwar werde ich mir sie schicken lassen, aber ich fürchte, wenn Sie nicht da sind, habe ich keine Geduld zu arbeiten. Sonst habe ich keinen Grund weiter auf Ihre Abreise zu dringen. Mehrere Rheinbaiern, die hier durch nach Amerika auswanderten, gesezte Männer, haben mich zwar ganz ernsthaft versichert, die patriotische Parthei in Deutschland besonders in Frankfurt werde bald etwas unternehmen, und sie wären froh, daß sie aus dem Lande wären. Aber ich glaube kein Wort davon, und mag Ihnen das dumme Zeug, was sie mir gesagt, gar nicht alle angeben. Glaubte ich es, wäre ich freilich ganz in Verzweiflung, daß ich gar keine sichere Gelegenheit, Sie zu warnen, finden kann, da man solche Dinge keinem Briefe anvertraut. — Für Wechsel bin ich nicht, lieber für österreichische Obligationen. Denen kleiner Staaten, wie Nassau, ist jezt nicht zu trauen. — —

Ich glaube daran, daß die deutſchen Conſtitutionen aufgehoben werden; dann würden aber gleichzeitig die kleinen Staaten (auch Frankfurt) von öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen beſetzt werden.

In meinem erſten Winter hier war Heine ja nicht in Paris, da kann ich alſo nichts über ihn geſchrieben haben. Blos in meinen vorjährigen Briefen iſt von ihm die Rede. Verlaſſen Sie ſich übrigens auf mich, ich werde ſchon wiſſen, was ich mit Heine zu thun habe. Ich muß ihm nicht Zeit laſſen mich anzugreifen, ſondern muß ihn angreifen, da er im Vertheidigungskriege ſehr ſchwach iſt, und alſo der Vortheil auf meiner Seite iſt. Uebrigens iſt nur meine Abſicht, die Liberalen vor Heine zu warnen. Wenn ſie einmal wiſſen, was er für ein Schuft iſt, und ihm nicht mehr trauen, laſſe ich ihn gehen und ſchreiben, was er will.

Alſo noch Einmal, unter den jezigen Umſtänden werde ich mich wohl hüten, nur einen

Fuß in Deutschland hineinzusezen. Sie können ganz ruhig sein. Wenn Sie nach Straßburg kämen, daß wir zusammen nach Basel reisen könnten (auf französischer Seite) das wäre mir am allerliebsten. — Hier ist alles still, wie das Meer vor dem Sturm. Ich meine die Zeit sei im Kochen, und ich sehe schon die Bläschen. Andere sind anderer Meinung. Wir werden sehen. — Gestern hat mich ein Künstler, dem ich die Landschaft gezeigt habe, die ich neulich gemahlt, gebeten, sie im Louvre auszustellen. Seit Poussin wäre so etwas nicht gemacht worden. Ich überlege, ob ich's thun soll. Meine Briefe sollen Sie außer dem Hause thun, bis Sie abreisen. Adieu.

Mittwoch, den 3. April.

Ihr heutiger Brief hat mich sehr amüsirt .... Noch einmal seien Sie ruhig, ich gehe weder nach Baden noch auf die Kehler Brücke, und wenn Ihnen Leute vielleicht erzählen, ich

hätte nach Karlsruhe geſchrieben, ich käme bald dahin, darf Sie das nicht irre machen. Ich werde Ihnen das alles ſpäter erklären.

Die Behandlung des Behr im Gefängniß iſt fürchterlich. Er und ſein Mitgefangner ſind beide krank, und im Gefängniß iſt nicht Einmal eine Einrichtung für ſolche Fälle. Dem Behr wird das Tabakrauchen verſagt, woran er wie die meiſten deutſchen Gelehrten ſo ſehr gewöhnt iſt. Das allein kann Einen ſchon wahnſinnig machen, weil gerade das Tabakrauchen für Leute, die daran gewöhnt ſind, das einzige Mittel gegen Seelenleiden iſt. Sollte man nicht den Deutſchen in's Geſicht ſpucken, daß ſie ſich das gefallen laſſen? Der Behr hat nichts weiter gethan, als daß er mit Schönlein und einigen andern in Würzburg einen liberalen Klubb gebildet, worin man ſich freimüthig ausgeſprochen. Dieſes wurde nach München berichtet, nicht durch die Baieriſche ſondern durch

Metternichs Polizei, die in Würzburg wie überall Spione hat.

Das Wetter wird gut, und wenn es sich hält, reise ich morgen ab. Es sind noch hundert Kleinigkeiten anzuordnen, und Conrad stört mich jede Minute durch Fragen und Packen. Sie müssen verlieb nehmen mit diesem kurzen Brief. Wenn ich abreise, schreibe ich gleich am zweiten Tage vom Wege aus. Noch ein Mittel habe ich erfahren, jemanden in sich verliebt zu machen. Das will ich Ihnen mittheilen zur Entschädigung für die Kürze des Briefes. Man muß der Person der man gefallen will, den kleinen Finger der linken Hand drücken. Dieser kleine Finger steht mit dem Herzen in genauer Verbindung. Adieu.

Epernay. Freitag, den 5. April 1833. Abends ein halb 10 Uhr.

Gestern Nachmittag um drei Uhr reiste ich von Paris ab, und um sechs stack ich schon

wieder in meinen Pantoffeln in Meaux, wo ich übernachtete. In Paris regnete es seit acht Tagen unaufhörlich bei warmem Wetter. Ich wollte schönes Wetter abwarten, aber da regte sich mein Stolz. Auf den 4ten war meine Abreise schon seit vier Wochen bestimmt; sollte ich jezt zum Erstenmale dem Wetter nachgeben, das sich immer nach mir richten mußte? Nein. Reisefertig war ich schon seit acht Tagen. Um zwei Uhr forderte ich meine Rechnungen, ließ die Pferde kommen, um drei saß ich im Wagen. Mit Gewalt erreicht man alles. Ich war noch keine zehn Schritte vom Hause, da trat die Sonne hervor. An der Barriere ward ich von dem herrlichsten Regenbogen erwartet, unter dem ich durchzog, und so hatte ich das schönste wärmste Reisewetter bis jezt. Wäre der Himmel nicht etwas bedeckt gewesen, hätte ich es zu warm gefunden. Aber die Wege sind schlecht und es geht langsamer als sonst. Morgen Abend bleibe ich in Verdün und übermorgen komme

ich nach Metz. Dort bleibe ich vielleicht ein paar Tage, und so werde ich wohl länger als acht Tage Ihre Briefe entbehren müssen. Das ist nicht zu ändern, vielleicht schärft das meinen Verstand. In Straßburg hoffe ich dagegen viele Briefe von Ihnen zu finden. Es müssen wenigstens sechs sein. Für jeden weniger wird Ihnen eine härtere Strafe aufgelegt. Finde ich nur 5 Briefe, gehe ich nach Baden; bei 4 nach Carlsruhe; bei 3 nach Stuttgart; bei 2 nach München; bei einem nach Berlin. Finde ich gar keine, reise ich nach Wien, gehe gleich ins Theater und schreie zwischen den Akten: „Wiener! erhebt euch! Befreit euch vom Tyrannenjoche! Es lebe die Preßfreiheit.“ Also darnach richten Sie sich . . . .

Schreiben Sie mir oft, und auch merkwürdige deutsche Nachrichten, da ich, bis ich nach Straßburg komme, acht Tage lang keine deutschen Zeitungen gelesen haben werde.

Diesen Brief lege ich morgen in Chalons auf die Post. Von Metz aus schreibe ich Ihnen wieder. Gute Nacht.

Verdün. Samstag, den 6. April 1833. Abends halb 11 Uhr.

Wo ich heute durchkam, den Brief auf die Post zu legen, hieß es, sie ginge erst den andern Tag, so daß ich den Brief hierher brachte, wo man mir sagte ich sollte ihn morgen in Metz auf die Post legen; wenn er nur Dienstag zur rechten Zeit ankömmt. Das wird Sie sehr überraschen statt von Paris von Metz einen Brief zu erhalten. Himmlisch Wetter hatte ich heute. Ich fuhr bis 9 Uhr. Eine Luft wie im Juni, und die Nachtigallen hätten geschlagen, wären sie nicht alle beim Präfekten von **Bar-le-duc** eingeladen gewesen, der heute Abend ein großes Concert gibt.

Pfalzburg. Montag, den 8. April 1833.

Ich bin diesen Abend hier angekommen und möchte Ihnen gern sagen, ich bin ärgerlich über

Sie; aber es wäre mein Ernſt und darum ſage ich es nicht. Seit einigen Wochen ſpiele ich darauf an, aber Sie verſtehen keine halben Worte und deutlicher kann ich nicht ſchreiben, Sie ſollen ſich eilen von Frankfurt wegzukommen. Zwar von allem dem dummen Zeug, das mir ſeit einiger Zeit und erſt in dieſen Tagen wieder zu Ohren kam: von einer Bewegung, die in Deutſchland, und in Ihrer Nähe (Gott weiß von wem und in welcher Abſicht?) geſchehen ſoll, und ſehr bald — glaube ich kein Wort. Aber wenn das auch nicht wäre, was verlieren Sie dabei, wenn Sie zu meiner Beruhigung vierzehn Tage früher abreiſen und zu mir nach Straßburg kämen? Uebrigens kann ich Ihnen über dieſen Gegenſtand nichts mehr ſchreiben, und Sie in Ihrer Antwort ſollen auch nichts davon erwähnen. Wenigſtens den Verſtand werden Sie haben, mit keinem Menſchen irgend ein Wort über dieſe Sache zu ſprechen.

Ich lege dieſen Brief morgen in Straßburg

auf die Post, und ich werde dort schwerlich Zeit haben, einige Worte hinzu zu sezen. Adieu.

Straßburg. Dienstag, den 9. April 1833.

Ich komme eben hier an, lese flüchtig Ihren Brief, den ich hier gefunden, und das Frankfurter Journal. Ich beziehe mich auf obiges. Das kann sich wiederholen.

Ich hatte himmlisch Wetter. Ich logire à la ville de Paris. Ihre Briefe schicken Sie Poste restant.

Straßburg. Freitag, den 12. April 1833.

Ich habe heute Ihren zweiten Straßburger Brief erhalten. Wie glücklich würde es mich machen, wenn Sie gleich herkämen. Ich hätte so viel mit Ihnen zu besprechen. Das waren merkwürdige Geschichten in Frankfurt! Die Verschwörung war aber verrathen, nicht aus Bosheit, sondern durch Schwazhaftigkeit. Die Verschwornen wußten, daß Sie verrathen waren,

und mußten darum vor der Zeit losbrechen. Gerth, Bunſen, Körner ſind in Frankreich. Körner iſt im Arm verwundet. Ich habe ihn geſprochen. Bunſen und Gerth (Erſterer hat einige Wunden) halten ſich hier verſteckt, weil der Präfekt Ordre hat ſie auszuweiſen. Der Haupt-Anführer, den man in Frankfurt nicht kennt, (die Zeitung ſagt, er habe mit einem nordländiſchen Accent kommandirt) war geſtern Abend bei mir. Ein geborner Held. Seine Unerſchrockenheit war bewunderungswürdig. Nachdem alles ſchon beſiegt war, zog er mit fünf Mann von der Hauptwache nach der Conſtablerwache, und hielt das ihn verfolgende Militär im Zaum. Man hatte viele Einverſtändniſſe in Mainz, und während die Mainzer Garniſon nach Frankfurt, Wiesbaden und Darmſtadt gelockt werden ſollte, wollten ſich die Bürger der Feſtung bemächtigen. R. und andere Volkshäupter wußten darum, und eine von ihnen unterſchriebene Proklamation war ſchon im Drucke.

Ich habe einen jungen Menschen Namens E. aus Rheinbaiern gesprochen. Der war mit seinen Eltern und Geschwistern auf dem Wege nach Nordamerika. In Metz erfuhr er von dem Frankfurter Plane, entwich seinen Eltern heimlich und focht in Frankfurt mit. Es gelang ihm, sich mit hierher zu retten. Der Bundestag wird wohl jezt Frankfurt verlassen, oder die Stadt wird von Oesterreichischen und Preußischen Truppen besezt werden. Schreiben Sie mir was wichtiges in der Sache vorgeht und kommen Sie bald. Adieu. Ich bin gar nicht zum Schreiben aufgelegt.

Straßburg. Samstag, den 13. April 1833.

Liebe Seele!

Sie werden bemerkt haben, daß ich zu meinen lezten Briefen grobes Papier genommen habe. Ich war verstimmt über die Welt und Sie und da wollte ich, daß auch das Papier mit meiner Gemüthsstimmung harmonire. Jezt

aber, da sie mir heute die frohe Nachricht mitgetheilt, daß Sie bald kommen, bin ich wieder sehr vergnügt und ich nehme feines Papier zu meiner Antwort. — Ich muß Sie aufmerksam machen, daß das Einführen von versiegelten Briefen in Frankreich verboten ist. Ich war vorigen Herbst an der Douane in St.-Louis fast in Strafe darüber verfallen. Es gab mir ein Professor in Basel ein versiegeltes Paket Bücher nach Paris mit, und bei der Douane war darüber großer Spektakel. Ich war noch gröber als die Douane und da gings. — Natürlich erwarte ich Sie in Straßburg. Was ich ferner thue, weiß ich wahrlich selbst noch nicht. Man warnt mich in dieser Zeit, nicht nach Baden zu gehen. Mit dem Nassauer Gelde, ꝛc. machen Sie was Sie wollen, und reden Sie mir nicht mehr von solchen Lumpereien, ich habe jezt wichtigere Dinge im Kopf. In der Schweiz, fürchte ich, gibt es diesen Sommer Bürgerkrieg. In Frankreich steht alles

auf der Spize. Der wechſelſeitige Haß der Regierung und Partheien war ſeit vierzig Jahren dort nicht ſo leidenſchaftlich als jezt. — Bunſen, Berckelmann und Gerth, deren Steckbriefe ich heute in der Zeitung geleſen, ſind in Sicherheit, halten ſich aber hier verſteckt und ich habe ſie nicht ſprechen können. Hat die Geſchichte auf die Börſe Einfluß gehabt?

Straßburg. Dienſtag, den 16. April 1833.

Wie freue ich mich, aus Ihrem heutigen Brief zu erſehen, daß Sie bald kommen. Wenn S. Zeit genug hat, die Sache mit dem Naſſauer Gelde in Ordnung zu bringen, ſoll er für die Naſſauer Obligationen öſterreichiſch Papier kaufen, den kleinen deutſchen Staaten gebe ich keinen Credit mehr.

In Deutſchland iſt jezt nach Talleyrand's Ausdrucke **le commencement de la fin** eingetreten. — Heute ſteht in der hieſigen Zeitung: „**Paris, 13. Avril. Un journal de Paris avait**

fait entendre qu'un littérateur distingué de l'Allemagne, qui n'était autre que monsieur Boerne, se trouvait depuis quelques temps en Alsace, d'où il dirigeait le mouvement de Francfort. Mais une chose positive, c'est que monsieur Boerne n'a pas quitté un instant la capitale." So ſchreibt man Geſchichte! Adieu.

Briefe aus der Schweiz.

1833.

Einunddreißigster Brief.

Bern, den 1. September 1833.

Theure Freundin! wie geht's? wie gehts? O wüßte ich das nur ſchon. Sie haben die Sonne mitgenommen. Seit Sie fort ſind, iſt kaltes rauhes Herbſtwetter. Bald nach Ihrer Abreiſe kam *** zu mir, der aus dem Fremdenblättchen meine Anweſenheit erfahren. Abends beſuchte mich Stapfer.

Retour hat ſich keine gefunden, außer eine von vier Pferden bis nach Genf. Dieſer verlangte hundert Franken, und blos bis Lauſanne wollte er mich nicht fahren. Ich hätte es thun ſollen, denn mit drei Pferden bis Genf koſtet

mich (mit Trinkgeld) 180 Franken. Aber da ich Ihren Brief nach Lauſanne beſtellt, wollte ich mich dort aufhalten. Kein Kutſcher begnügt ſich mit zwei Pferden nach Lauſanne nur drei Tage zu rechnen, ſondern alle rechnen vier Tage. Und ich zweifle, ob ſie meinen Wagen mit zwei Pferden fahren. Wenn die Gelegenheit mit vier Pferden morgen noch da iſt, entſchließe ich mich doch vielleicht dazu. Dann bekomme ich Ihren Brief einen Tag ſpäter nachgeſchickt. Als ich geſtern gegen einen Kutſcher, der ſagte: nach Lauſanne wären 17 Stunden, behauptete, es wären nur 15, und ſo ſtünde es ja im Buch — antwortete er mit zornrothem Geſichte: (hiſtoriſch) „ja der Ebel und die andern verfluchten Bücher haben alles Unheil und alle Revolutionen, und die ganze Welt toll gemacht.“ Man rathet mir, ich ſolle nur ja ſuchen zur Weinleſe am Genfer See beſonders in Vevay zu ſein, da wäre es herrlich. Rouſſeau habe im erſten Briefe der Heloiſe die Ge-

gend von Vevay sehr schön und treu beschrieben. Lesen Sie das und schreiben Sie mir darüber. — Gestern kamen zwei russische Damen in vierspännigem Wagen, voraus ein vierspänniger Fourgon und hinten ein zweispänniger Wagen, worin drei Knaben saßen, die goldgestickte griechische Mützen trugen. Sie reisen nach Genf und Italien. Sie können sich denken, wie ich sie gesegnet habe, die mit dem Blute der Polen und dem Schweiße ihrer Leibeignen ihre Zeche bezahlen. — *** lieh mir zwei Bände vom hiesigen Professor Kortüm (einem Deutschen und Demagogen von 1815) ein historisches Werk. Wie freute ich mich damit, denn ich hatte Langeweile. Es enthält die schönsten Geschichten der Welt: die englische Revolution, die Nordamerikanische, der Abfall der Niederlande; der Mann hat Geist und Gelehrsamkeit — — und ich konnte keine drei Seiten im Buche lesen, so abscheulich ist der Styl. Ich keuchte, als wäre ich die große Scheideck hinaufgestiegen.

Wahrhaftig, ich mußte das Buch weglegen und die Gazette de France lesen. Wenn die Franzosen nur absolutistische Bücher und Zeitungen schrieben und die deutschen Professoren nur liberale; ich würde lieber ein guter Royalist werden, als für die Freiheit mich zu todt langweilen.

Montag, den 2. September. Guten Morgen liebes Herz. Wie gehts? Um 9 Uhr reise ich ab nach Lausanne, wo ich morgen Abend ankomme, von dort schreibe ich Ihnen wieder. — Ich habe noch drei Retourpferde nach Lausanne gefunden, muß aber doch 60 Franken dafür bezahlen; also nur 21 gespart. Adieu, bald mehr.

Zweiunddreißigster Brief.

Payerne oder Peterlingen,
den 2. September 1833.

Neun Stunden von Bern und eben ſo viel von Lauſanne, wo ich übernachte. Um halb zehn Uhr habe ich Bern verlaſſen, und ſchon um vier Uhr kehrte ich hier ein. Das nennen ſie eine Tagereiſe! Heute war ſtrenges Winterwetter. Ich mußte Ueberrock, Mantel, Pelzſchuhe anziehen, wie im Dezember. Alle Berge lagen voll friſchem Schnee. Vormittag regnete es heftig. Von Mittag aber wurde es beſſer. Ich kam durch die kleine Stadt Avenches, wo zu der Römerzeit eine Stadt von 60,000 Ein-

wohnern, Namens **Aventicum**, ſtand. Die alte Stadtmauer, die ſchon eine Viertelſtunde von dem jetzigen Ort anfängt, ſteht noch. Auch noch ein Thurm und andere Ueberbleibſel. Das hätte S. ſehr intereſſirt. Ich hatte aber nicht Zeit, das alle zu ſehen. Drei herrliche Pferde und einen guten muntern Kutſcher habe ich, Sie hätten Ihre Freude daran. Die Gegend, durch die ich kam, iſt herrlich. Nicht groß und erhaben, wie die, aus der ich komme, aber ſanft italieniſch, meiner wie Ihrer Gemüthsſtimmung angemeſſener. Es war mir oft, als wäre ich in Italien, woran mich beſonders das Schellengeläute meiner Pferde mahnte. Hier iſt ſchon alles franzöſiſcher, feiner. Zwei neue Seen habe ich heute geſehen, den von Neufchatel und den von Murten. — Geſtern Abend war noch der Profeſſor Schnell lange bei mir. —

Dienſtag, den 3. September. Lauſanne. Schon um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier an. Wenn ich nur Ihren Brief ſchon hätte,

und wüßte, wie es Ihnen geht. Eher habe ich auch keine Ruhe zum umſtändlichen Schreiben. Alſo von jezt an ſchreiben Sie mir nach Genf. Adieu.

Dreinnddreißigſter Brief.

Lauſanne, den 4. September 1833.

Ihren Brief aus Baſel habe ich heute morgen um acht Uhr ſchon erhalten. Was ich glücklich war! Sie haben in Baſel gut gegeſſen, das iſt mir genug. Sie haben nicht wie andere Menſchen, den Körper außen und die Seele innen, ſondern umgekehrt, und wenn Sie eſſen können, ſtärkt das Ihre Seele.

Auf der Reiſe hierher war ich ſehr poetiſch, ja humoriſtiſch geſtimmt — neuer Schmerz gibt neue Jugend — aber heute nach Ihrem beruhigenden Brief iſt alles verflogen und vergeſſen; eine Dummheit die Ihnen Freude machen wird.

Der Weg von Bern hierher hat mich entzückt. Sanfte Hügel, junge Wälder, da ſah ich, was die Dichter ſo oft einen Teppich genannt, und die weiße Landſtraße kam mir wie ein Streifen Leinwand vor, über den Teppich gelegt, ihn nicht zu beſchmutzen. Die kleine häusliche Natur iſt für uns Alte beſſer als die große. Hohe Berge und Gletſcher, das iſt gut für die Jugend, ihren Uebermuth zu dämpfen, oder für Eiſenfreſſer wie S. Unſer Herz verträgt ſo etwas nicht, und dieſe ſanftere Landſchaft hätte Sie gewiß heiterer geſtimmt. Ehe man nach Lauſanne kömmt, muß man zwei Stunden lang über das Joratgebirg, an deſſen ſüdlichem Fuß die Stadt liegt. Oben erblickt man den See, und die Reihe der Savoyer Gebirge, die mit friſch gefallenem Schnee bedeckt war. Das machte mehr Eindruck auf mich, als die erhabenen Gebirge des Oberlandes. Und Savoyen — es gehört eigentlich zu Italien. Das Wetter war geſtern rauh, heute Nacht regnete es, jezt

iſt es warm und die Sonne kömmt eben hervor. Nahe bei meinem Gaſthauſe iſt eine Terraſſe, von der man eine herrliche Ausſicht hat. Rechts nach Genf, der See ſich wie ein Meer in die Ferne verlierend, links nach Vevay, enger zwiſchen dunkle hohe Berge eingeſchloſſen. Alles heimelt mich hier ſehr an, und bis jezt kam mir noch nicht in den Sinn, nach Paris zu gehen. Lauſanne wäre aber ſchon kein Aufenthalt für mich, man muß beſtändig auf- und abſteigen, das würde mich anſtrengen. In Genf fürchte ich mich vor der Biſe. Jezt bleibt mir übrig Vevay oder andere Orte am See kennen zu lernen, die geſellige Annehmlichkeit mit einer geſunden Lage verbinden. Finde ich einen ſolchen Ort, gehe ich gewiß nicht nach Paris. Dann miethe ich mir eine bequeme ſchöne Wohnung, mit Plaz für uns alle, und kommt Ihr dann nicht zu mir, heirathe ich, um den leeren Raum auszufüllen. Wenn ich nicht nach Paris gehe, weiß ich gar nicht was ich

mit all meinem Gelde machen ſoll. Das Werk: Der Genfer See (in drei Theilen) beſchäftigt mich immer mehr und mehr. Die Form iſt mir ſchon ganz klar. In ein und ein halb Jahr mache ich es fertig.

Vierunddreißigſter Brief.

Genf. Freitag, den 6. September 1833.

Geſtern Vormittag bin ich glücklich hier angekommen. Ich mußte von einem Gaſthofe in den andern fahren, ſie waren alle beſezt. Das ſchlechte Wetter hat die Fremden, die nach Chamouni wollen, hier zuſammengehäuft. Ich fand endlich im Hotel du Nord Unterkommen, das wenig beſucht zu ſein ſcheint, ob zwar ſonſt ordentlich iſt. Da muß ich für das Logis fünf Franken bezahlen, und für das Mittageſſen fünf Franken. Ich fürchte, meine Erwartungen von Wohlfeilheit werden Träume geweſen ſein. Die Poſt geht Mittags um zwölf ſchon ab. Da ich

nun Vormittag Beſuch erwarte, muß ich dieſen Brief plözlich ſchließen, wenn er kömmt. Dieſes zur Nachricht. Auch übrigens kann ich mir heute nicht viel Zeit zum ſchreiben nehmen, da ich eilen muß, mich auf irgend eine Art einzurichten, denn hier im Gaſthofe würde ich mich ruiniren — auch ennuyiren — ich hätte nicht nöthig gehabt das Wort auszuſtreichen.

Das Wetter iſt ſchlecht. Als ich geſtern herkam, da herrſchte der böſe Biſewind. Das iſt ein Teufel von einem Wind. Er verfolgt Einen die Treppe hinauf und verläßt Einen nicht eher, bis man ihm die Thüre vor der Naſe zuſchlägt. Ob ich zwar viel auf der Straße war, habe ich doch nicht geſpürt, daß dieſer Wind die Bruſt anſtrenge; aber den Hut muß man feſt halten. Doch möchte ich deßwegen den Winter hier nicht zubringen. — Die vorige Nacht ſchlief ich in Nyon. Der Weg hierher iſt herrlich. So ſchöne Landhäuſer habe ich noch nicht geſehen. Der See ſtürmte fürch-

terlich, es war ganz wie der Anblick des Meeres. Vorige Woche war der Sturm so arg, daß das Dampfschiff zwei Tage lang nicht von Genf abfahren konnte. In die Lesegesellschaft bin ich eingeführt, die ist sehr schön. Adieu. Wie schmachte ich nach Ihrem Briefe!

Fünfunddreißigſter Brief.

Genf. Sonntag, den 8. September 1833.

Theure Freundin, was helfen alle die vernünftigen Vorſäze, die wir beide immer faſſen, ſo oft wir uns trennen, nicht ängſtlich zu ſein, wenn erwartete Briefe nicht eintreffen? Es kann keiner ſein Herz bemeiſtern. Vergebens rufe ich alles zu meiner Beruhigung herbei, daß ich außer Ihrem Briefe aus Baſel noch keinen von Ihnen bekommen. Wie ich auch rechne, gibt es mir keinen Troſt .... Der gute Gott wird alles zum beſten wenden .. Ich werde dem Conrad ſagen: er ſoll, wenn er morgen meinen Brief auf die Poſt bringt, erſt ſehen, ob er

keinen bekömmt, und im bejahenden Falle mit Bleistift auf die Rückseite des Briefs einen Buchstaben zeichnen. Dieses bedeutet, daß ich Ihren Brief erhalten, und es wird Sie freuen, mich beruhigt zu wissen. — Ich habe mich in eine Pension auf vierzehn Tage begeben. Es ist ein Landhaus in einem Park, wenige Schritte von der Stadt, auf der Straße nach Lyon. Es ist theuer, aber im Gasthause hätte es mich eben so viel gekostet, und Privatlogis konnte ich keins finden. Für mich und den Conrad muß ich für den halben Monat 180 Franken bezahlen. Es ist freilich eine der besten Pensionen. Ich werde Ihnen über die Einrichtung und die Gäste des Hauses näheres schreiben, sobald Ihr Brief eintrifft und ich wieder Gemüthsruhe finde . . Betrüben Sie sich aber nicht zu sehr über meine Unruhe, sobald ein Brief kömmt, ist alles verschmerzt. Ohne meine Briefsorge wäre ich heiter genug. Es ist eine ganz angenehme Gesellschaft im Hause, die mich nicht

zu ſehr ennuirt. Mehr fordere ich nicht. Das Wetter iſt ſchlecht, regneriſch, doch mild. Adieu, meine liebe Freundin.

Wenn ich heute einen Brief bekomme, ſchreibe ich Ihnen morgen gleich wieder, daß Sie meine Freude erſehen und ſich über meine Klagen beruhigen.

Sechsunddreißigster Brief.

Genf, den 11. September 1833.

Wie selig bin ich heute! Wer ist der glücklichste Mensch? Ich tausche nicht mit ihm. Endlich habe ich einen Brief bekommen, den Nr. 3 von Heidelberg. Nr. 2 von eben daher habe ich nicht erhalten. Also seit acht Tagen keine Nachricht von Ihnen. Ich habe keine Worte für meinen Schmerz, ich will keine suchen. Das soll vergessen sein. Wie ein zum Tode Verurtheilter wankte ich umher, der nicht weiß, an welchem Tage er hingerichtet wird. Ich dachte Sie wären krank. Es war so schönes warmes Wetter — alles lachte, die Natur, die

Menſchen — nur ich allein war unglücklich und ich fragte Gott, warum er mich ſo ſtrafte. Meinen Hund beneidete ich. Weinen konnte ich nicht und das Herz wollte mir ſpringen. Ein Glück, daß ich körperlich geſund war, wohler als dieſen ganzen Sommer; mit meinem Befinden, wie es vor einigen Wochen war, hätte ich dieſes Leid nicht ertragen. Als heute Ihr Brief kam, da weinte ich vor Freude, da weinte ich allen Schmerz aus und wie wohl iſt mir jezt! Ich ſollte Ihnen das alle nicht ſagen, allein es iſt doch beſſer, daß Sie es wiſſen. Wir können nicht getrennt leben, wir ſind beide zu reizbarer Phantaſie und ſie wird uns quälen bei jedem Anlaſſe. Warum haben Sie aber den zweiten Brief nach Lauſanne geſchickt, da ich ausdrücklich beſtimmt, Sie ſollen ihn nach Genf ſchicken? Daher kam alles . . Nun, Gott ſei Dank, jezt iſt alles wieder gut Ich bin geſund und froh. Sein Sie es auch. Wie es mir hier gefällt? Das kann ich Ihnen bis

jezt noch gar nicht ſagen. Wie mir bis jezt zu Muthe war, hatte ich keine Faſſung, einen ruhigen Brief zu ſchreiben, und heute bin ich ganz berauſcht vor Freude. — Außer der Stadt war ich noch gar nicht. Der Charakter der Penſion, in der ich bin, gleicht nicht der in Interlaken. Dort machen die Eigenthümer die Wirthe. Hier macht die Dame die feine Pariſerin, präſidirt bei Tiſche und gibt ſich das Anſehen, als hätte ſie Gäſte. Es ſind meiſtens Engländer, Herren und Damen, dann ein junger Graf Platen aus Hannover und ein junger Liefländer, der meine Schriften kennt und hochhält. Auch einen Polen *** habe ich dieſer Tage kennen gelernt. Ein artiger Menſch; aber das, was ich an den Polen liebe, ihr wildes ſlaviſches Weſen, bei großer Gemüthlichkeit und feinem Geiſte, das mangelt ihm. —

Ich habe Ihnen ſchon geſchrieben, wie theuer es iſt. Um vier Uhr wird gegeſſen. Abends Thee. Da iſt's wie in einer Pariſer Geſell-

ſchaft, nur nicht ſo angenehm. Zum gemeinſchaftlichen Frühſtück komme ich nicht. Es geht äußerſt fein bei uns her, es iſt um die Schwernoth zu kriegen. So iſt die feine Welt; keiner zeigt ſich da mit ſeinem Charakter und das iſt ſehr langweilig. Die Wirthin lächelt in einem fort und ſpricht in Gegenwart von Leuten auch nicht ein einziges Wort mit ihrem Manne. Dieſer hat das gräulichſte Magiſtergeſicht, das mir je vorgekommen. — Rouſſeau brauchen Sie meinetwegen nicht zu leſen. Ich leſe ihn jezt ſelbſt.

Donnerſtag, den 12. September. Wie glücklich fühlte ich mich beim heutigen Erwachen, da ich wußte, daß ich den Schmerz der Erwartung und den getäuſchter Erwartung eines Briefes heute nicht durchzuleiden hatte. Wie hat mich dieſe Woche belehrt! Geld, Schriftſtellerei, Politik, Ruhm, Paris, ſelbſt Geſundheit, wie verlor das alle ſeinen Werth in meinem Herzen, nur Ihrer blieb.

Es ſei vorüber. Jezt, da ich freien Herzens bin, fängt die Politik an, mich wieder zu intereſſiren. Es ſcheint kriegeriſch auszuſehen. Frankfurt wird förmlich mediatiſirt, und wie Mainz, auf immer mit Bundestruppen beſezt. Es gibt mir die ſchönſte Hoffnung, daß die drei Monarchen wieder Congreß halten. Da kommen zum Vortheil der Welt wieder die größten Dummheiten an den Tag. — Das Wetter iſt herrlich und warm, wie im Juli. Wenn ich Mittags im Speiſezimmer eſſe, ſehe ich von meinem Plaze durch das offene Fenſter gerade dem Montblanc ins Geſicht, bis jezt war er aber noch immer bedeckt. Adieu. Ich gehe in die Stadt und bin ganz glücklich, daß ich heute keinen Brief zu erwarten habe.

Siebenunddreißigster Brief.

Genf, den 14. September 1833.

Ihren heutigen Brief haben Sie schon morgens acht Uhr vor dem Frühstücke geschrieben. Als Zeichen Ihrer Freundschaft würde mir das Freude machen; aber wahrscheinlich schrieben Sie so früh, weil Sie erwarteten, durch Besuche gestört zu werden, und das betrübt mich . . Ich bin gesünder, als ich diesen ganzen Sommer war. Voriges Jahr ging es mir ebenso. Den ganzen Sommer war ich unwohl, und vom September an wohl, und ich blieb es den ganzen Winter durch. Mir fehlt zu meiner Zufriedenheit nur das eine noch: mit Ihnen zu-

ſammenzuſein — und das wird die Zukunft auch noch in Erfüllung bringen. Ich glaube ſelbſt, daß die Schweiz ungeſund iſt für Reiſende, die ſich abmüden, in vier Wochen alles zu ſehen. Aber Genf halte ich für geſund. Selbſt die Biſe ſoll nur für ſolche, die im hohen Grade bruſtkrank entzündlicher Art ſind, ſchädlich ſein, und das iſt doch mein Fall nicht. Vevay und die Umgegend ſoll aber gegen alle Winde auch im Winter geſchüzt ſein und eine herrliche geſunde Lage haben. Eine Stunde von Vevay (in Montreux) wachſen Mandeln und Lorbeeren im Freien. In Genf blieb ich nun auf keine Weiſe. Es iſt ſehr viel hohe und feine Bildung unter den Leuten, aber mir zu hoch und zu fein. Die Franzoſen ſind mir lieber, die nicht beſſer drucken als ſie ſprechen; hier aber ſprechen die Gebildeten wie gedruckt. Uebrigens kenne ich Leute dieſer hohen Gattung nicht, und ich werde mich auch hüten, ſie aufzuſuchen. Meine Penſion ennuirt mich. Ich

soll fein sein! Ich Strick soll mich durch eine Nähnadel ziehen lassen, ich Galgenstrick! So fein sind die Leute hier im Hause, daß keiner von ihnen merkt, wie ich mich im Stillen über alles lustig mache. Lauter Engländer, die mir das Ohr zerreißen, und ich glaube mein Gehör hat sich gebessert, seit ich unter ihnen bin. Die Kerls fressen Cayenne-Pfeffer, daß ich den Husten bekomme vom Zusehen, und Kartoffel wie die Schweine. Wir sind unserer fünf Deutsche, und bei Tische wird nur englisch und französisch gesprochen, kein Wort deutsch. Mit einer deutschen Dame fing ich gestern an deutsch zu reden, und das Oos antwortet mir französisch. Und eine Baseler Aristokratin, welche zwischen jedem Gericht die Handschuh anzieht.

Die *** habe ich in . . . begegnet. Durch das feindliche Verhältniß zwischen Vater und Mutter, sich halb verwaist ansehend, und daher mit ihrem Herzen in einer Art kleinem romantischen Thale wohnend. Aus Langeweile wollte

ich mich in Eine verlieben. Aber es war keine Möglichkeit. „Da ſizen ſie und haben Hütchen auf!“

Geſtern beſuchte ich den Herrn Rumph, Frankfurter Geſandte in Paris, der eine Stunde von hier auf dem Wege nach Lauſanne ein herrliches Landgut hat. Er hat einen jungen deutſchen Violinſpieler Ernſt aus Paris mitgebracht, der ein großer, aber für Paris zu beſcheidener Künſtler ſein ſoll, ſo daß er ſich dort nicht geltend zu machen wußte. Rumph hat mich auf Mittwoch Abend eingeladen, zu Muſik, die er gibt. — Geſtern ſah ich den Montblanc zum erſtenmal wolkenleer. Achtzehn Stunden von hier entfernt, und doch weit erhabener erſcheinend als die Jungfrau.

Nun, theure Freundin, bitte ich Sie, machen Sie, daß Sie geſund werden und reiſen können, ſobald es Noth thut, und wenn ein Krieg ausbrechen ſoll, Sie Frankfurt verlaſſen, und mit mir zuſammenkommen. Ich ſelbſt rüſte mich

zum Kriege und suche mein Herz und meinen Magen so viel als möglich zu stärken. Wenn ich einmal Ihre Unruhe wegen meiner gehabten Briefangst vorüber weiß, dann habe ich gar nicht mehr zu klagen und werde vergnügt sein. So geht es uns aber immer nach jeder Trennung. Unsere Empfindung, wie junges Wasser, muß sich Bahn brechen, Berg hinunter und durch Felsen, bis sie ruhig fortfließt; ruhig bis zum Frühling, dann kömmt sie wieder in Strudel und schäumt. Glück ohne Ruh, Liebe bist Du!

Wenn meine Logenrede*) gedruckt wird, schicken Sie mir eine durch Gelegenheit. Wenn ich mich nur nicht blamire! Als ich diese schrieb, hatte ich noch keine Freundin und war noch sehr dumm.

---

*) S. gesammelte Schriften Stuttgarter Ausgabe Bd. V. S. 57. A. d. H.

Sechsunddreißigster Brief.

Genf, den 11. September 1833.

Wie selig bin ich heute! Wer ist der glücklichste Mensch? Ich tausche nicht mit ihm. Endlich habe ich einen Brief bekommen, den Nr. 3 von Heidelberg. Nr. 2 von eben daher habe ich nicht erhalten. Also seit acht Tagen keine Nachricht von Ihnen. Ich habe keine Worte für meinen Schmerz, ich will keine suchen. Das soll vergessen sein. Wie ein zum Tode Verurtheilter wankte ich umher, der nicht weiß, an welchem Tage er hingerichtet wird. Ich dachte Sie wären krank. Es war so schönes warmes Wetter — alles lachte, die Natur, die

Menſchen — nur ich allein war unglücklich und ich fragte Gott, warum er mich ſo ſtrafte. Meinen Hund beneidete ich. Weinen konnte ich nicht und das Herz wollte mir ſpringen. Ein Glück, daß ich körperlich geſund war, wohler als dieſen ganzen Sommer; mit meinem Befinden, wie es vor einigen Wochen war, hätte ich dieſes Leid nicht ertragen. Als heute Ihr Brief kam, da weinte ich vor Freude, da weinte ich allen Schmerz aus und wie wohl iſt mir jezt! Ich ſollte Ihnen das alle nicht ſagen, allein es iſt doch beſſer, daß Sie es wiſſen. Wir können nicht getrennt leben, wir ſind beide zu reizbarer Phantaſie und ſie wird uns quälen bei jedem Anlaſſe. Warum haben Sie aber den zweiten Brief nach Lauſanne geſchickt, da ich ausdrücklich beſtimmt, Sie ſollen ihn nach Genf ſchicken? Daher kam alles . . Nun, Gott ſei Dank, jezt iſt alles wieder gut Ich bin geſund und froh. Sein Sie es auch. Wie es mir hier gefällt? Das kann ich Ihnen bis

Uebung bin? . . O wie himmlisch wäre das! Die ganze Haushaltung, alles können Sie so ökonomisch einrichten, wie Sie wollen. Nur die Wahl der Wohnung behalte ich mir vor, weil von solcher meine Gemüthsstimmung sehr abhängt. Gehen Sie aber nicht nach Paris, werde ich wo möglich den Winter in Vevay bleiben; gesund ist es dort gewiß, und wenn ich mich beschäftige, wird mir auch die Zeit nicht lang.

Den 17. — Ich will Ihnen zu Ihrer Unterhaltung einen Geniestreich von Conrad erzählen. In Lausanne, wo ich Extrapost nahm, gab man mir vier Postretourpferde, die ich aber nur für zwei zu bezahlen brauchte. Jezt ging es im schönsten Trott zum Wirthshaus hinaus. Nach einigen hundert Schritten rief Conrad dem Postillon halt zu. Er hätte den Hund vergessen. Er stieg ab, lief zurück. Mitten auf der Straße mußte ich anderthalb Stunden auf ihn warten. Ich mußte den

Wagen wieder in's Wirthshaus fahren laſſen, und dem Poſtillon, targemäß, den Betrag einer Poſt, nämlich 5 Franken, bezahlen. Da er immer noch nicht kam, mußte ich einen Wagen anſpannen laſſen, der ihm entgegen fahren ſollte, ihn abzuholen. Endlich kam er, gerade als der Kutſcher abfahren ſollte, ohne Hund zurück, von Schweiße triefend, athemlos. Jezt hören Sie die Dummheit. Er hatte erfahren, der Hund wäre einem Wagen, der nach Vevay fuhr, nachgelaufen. Ich habe die Kutſche ſelbſt bemerkt, ſie ging über den Simplon nach Italien und war mit vier Pferden beſpannt. Dieſen Wagen mit vier Pferden wollte er, Berg auf und ab, zu Fuße einholen. Er kam bis Lutry, einem Orte der 1½ Stunden von Lauſanne entfernt iſt, und dieſen Weg hin und zurück machte er in 1½ Stunden. Meine Wuth können Sie ſich denken. Ich ging wie ein Verzweifelter die Straße auf und ab, ſchlug mir vor die Stirn, klagte jedem Vorübergehenden meine

Plage mit dem Vieh von Bedienten. Alles ſah mich vor Erſtaunen an, und doch lachte keiner, ſo Mitleid erregend erſchien ich. Und als nun Conrad zurückkam, war an Zanken gar nicht zu denken. Mir war nur Angſt, er müßte durch die unerhörte Anſtrengung gleich todt niederfallen, und erſt den folgenden Tag, da er geſund blieb, konnte ich mich über ſeinen Zuſtand beruhigen. Auch hatte ich Mitleid mit ihm, weil er mit thränenden Augen zurückkam, und ich glaubte der Schmerz über den Verluſt des Hundes hätte ſie ihm ausgepreßt. Wahrſcheinlich aber war es nur Schweiß der Augen. Den folgende Morgen in Nyon brachte ein Poſtwagen-Conducteur, der von Vevay kam, den Hund zurück. Ich dachte, der Hund und Conrad würden außer ſich vor Freude ſein, ſich wieder zu ſehen. Aber wie Conrad ſo der Hund. Dieſer ohne auf mich noch auf Conrad die geringſte Rückſicht zu nehmen, kroch gleich unters Bett, und Conrad war ſo kalt und phlegmatiſch, als wäre ihm der Hund keine Stecknadel werth.

Heute denke ich nach Ferney zu gehen und Voltaires Bettvorhang zu sehen. Ich fahre hin, das ist ein und ein halb Stunden weit. — Ich habe allerlei humoristische Sachen über Genf im Kopfe; aber wenn Sie es vorher nicht lesen, wage ich es nicht drucken zu lassen, und schreibe es lieber gar nicht. Seit drei Jahren war ich ein Brummbär, und jezt soll ich tanzen. Ich fürchte ausgelacht zu werden.

Ich will gern glauben, daß Wirth, wenn auch nicht 30,000 Fr., doch viel für seine Vertheidigungsrede bekömmt. Die Rede hat sechs Stunden gedauert, muß also ein dickes Buch sein. Wahrscheinlich ist sie sehr interessant, denn sie enthält gewiß eine lebhafte Darstellung von der gegenwärtigen Lage Deutschlands. — Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß wir uns den Herbst noch in Paris sehen, oder Sie müßten dümmer sein als ich mir vorgestellt — und das ist unmöglich!

Adieu. Auf baldiges frohes Wiedersehen.

Neununddreißigster Brief.

Genf, den 19. September 1833.

. . . . „Ich bin die unvernünftigste Person von der Welt," ſagen Sie in Ihrem heutigen Briefe. Die ſieben Weiſen Griechenlands haben in ihrem ganzen Leben nie ſo etwas Wahres und Vernünftiges geſagt. Ich bin auch unvernünftig, aber nur bei Fällen die Sie betreffen. In allen andern Dingen aber bin ich vernünftig. Wie ich mich angeſtellt habe, als ich in acht Tagen ohne Nachricht von Ihnen war, will ich Ihnen mündlich umſtändlicher erzählen. Mündlich — denn da Sie ſo unvernünftig ſind, daß Sie es nicht weiter bringen können,

kann ich mir nicht denken, daß Sie nicht nach Paris reisen sollen. „Der Köcher meiner Worte ist ausgeleert," ich habe darüber alles schon gesagt, was zu sagen ist. Mit Ihnen in Paris, oder ohne Sie in Vevay, dazwischen habe ich nicht zu wählen. Natürlich bin ich für's Erstere. Das Clima (in Vevay) ist mild, so daß schwindsüchtige Engländer den Ort zum Winteraufenthalt wählen, die Gegend, besonders weiter hinauf nach Montreux, Clotlas, herrlich, aber nicht freundlich, sondern wildromantisch. Wohlfeiler wie in Genf ist es gewiß. Ein Engländer, der bei mir wohnt, hat einen Winter dort zugebracht. Er sagt, es wäre langweilig. Ich würde mich sehr ennuiren. Wenn man nicht in einer Pension lebt, hat man gar keine Gesellschaft, und kann auch keine im Orte machen, denn die Pension (als Bürgschaft einiger Vornehmheit) bestimmt den Rang. Die Pensionäre sind gewöhnlich Engländer, das heißt, langweilig. In kleinen Ge-

sellschaften, wenn sich nicht zufällig interessante Personen darunter finden, mit denen ich vertraut leben kann, habe ich mich immer ennuirt. Die Gesellschaft in der ich hier bin, sind lauter vornehme oder reiche Leute. Es geht etwas steif zu. Denken Sie sich, daß alle Damen im höchsten Putze bei Tische und beim Thee erscheinen, und daß die Meisten derselben während der dreizehn Tage, daß ich im Hause bin, alle Tage ein anderes Kleid anhatten. Die Herren können nur im Fracke sich zeigen.

. . . Also kommen Sie nach Paris. Ich nehme, ich höre keine Einwendung an; es läßt sich gar nichts vernünftiges dagegen sagen. Im Sommer wohnen wir an irgend einem Orte in der Normandie oder an der Loire, wo man so wohlfeil als in Deutschland leben kann . . Bedenken Sie auch, daß jeder Brief hier zwei Sous mehr kostet, als einer in Paris, und daß mich das zu Grunde richtet.

Ich war in Ferney-Voltaire. Da brauste es in mir, und ich hatte für hundert Franken Gedanken. Aber wenn Sie nicht kommen, geht das alle verloren. Der Gärtner, jezt ein noch rüstiger 65jähriger Mann, war zehn Jahr alt, als Voltaire starb und kannte ihn sehr gut.

Gestern Abend war ich bei Rumph in Gesellschaft. Es war eine Soiree auf Pariser Fuß, etwa fünfzig bis sechszig Gäste, mehr als die Hälfte Frauenzimmer. Man machte Musik. Der Violinspieler Ernst aus Wien wohnt bei Rumph. Er gefällt mir so gut als Paganini, und besser als alle anderen Violinspieler, die ich noch gehört. Er ist zwanzig Jahre alt. Ein Engländer sang und spielte eine Art kleine Orgel dazu, ein in Deutschland erfundenes Instrument, nicht größer als ein Blasbalg, aus dem man mittelst Klappen die verschiedensten Töne hervorbringt. Ein dicker Russe, Fürst *** sang Russo-Arien, mit Prätention und Komö-

dianten= Manieren,was sehr komisch war. Der Rumph ist ein sehr artiger und wie es scheint braver Mann. Seine Frau ist sehr artig und hübsch. Sie ist eine Amerikanerin und soll Erbin von zwanzig Millionen sein. Ich habe mich den Abend ziemlich unterhalten. Die Genfer Damen saßen alle ziemlich steif da, ohne alle Lebhaftigkeit und rührten sich nicht. Für Künste und schöne Wissenschaften hat man hier gar keinen Sinn, nur für Geld und Gelehrsamkeit. Das wären also meine Leute nicht. Lesen Sie Rousseaus Heloise 6me partie, Lettre 5, Madame d'Orbe à Madame de Wolmar, wie er die Genfer schildert. Das scheint heute noch zu passen. Die Stadt ist freundlich, an einigen Stellen großartig, hat mehrere schöne breite Straßen, die Umgegend freundlich, doch in der Nähe wenig interessant. — Eben habe ich mit einer Engländerin eine Parthie Schach gespielt. Sie spielt gut, habe die Parthie aber doch gewonnen. Die Damen werden von den Herrn

am Arm zu Tiſche geführt. Bis jezt verſtand ich noch meine Arme frei zu halten. Aber heute fiel mir eine koloſſale dicke Engländerin zu, die hätte mich bald umgeworfen.

Der Gärtner in Ferney beſizt unter andern Reliquien auch Voltaires Müze. Die Form, wie meine ſchwarze von Sammt; aber von weißer Seide und mit Gold geſtickt. Ich hätte ſie gern auf den Kopf geſezt, aber ſie war zu ſchmuzig. Und was hätte es mich geholfen? Wenn acht Tage kein Brief von Ihnen kömmt, würden zwölf Voltaires-Müzen auf dem Kopf mich nicht gegen Narrheit ſchüzen. Der Park iſt herrlich. Dicht beſchattet wie ein Wald. In einem unabſehbar langen Laubengange, jedem Sonnenſtrahle unzugängig, ging Voltaire auf und ab und komponirte, ich ging auch darin auf und ab, es kam aber nichts dabei heraus. Der Gärtner beſizt auch ein Buch, worin alle Siegel von Voltairs Correſpondenten abgedruckt ſind, unter welchen von Voltaires eigener Hand

die Namen geschrieben sind. Er hat diese Sammlung verfertigt, um jedem Brief von außen anzusehen, von wem er komme und ihn zurückzuschicken, wenn er ihn nicht haben mochte. Unter einige Namen hat Voltaire Charakteristiken geschrieben. Z. B. **Fou à Toulon — petite tête fou à Lyon — fait des vers.** — Nur zwei Zimmer, die im alten Zustande gelassen, werden gezeigt, das Schlafzimmer und das Empfangzimmer. Doch genug erzählt ohne Honorar!

Die Stael über die französische Revolution habe ich hier zum Erstenmale gelesen. Ich kam nicht aus dem Erstaunen. Welch ein Weib ist das, welch ein hoher Geist und welches Herz für Menschheit und Freiheit! Auch Rousseau's Confessionen zum zwanzigsten Male, und die Heloise zum ersten Male las ich. Ich habe nicht Hände genug für meinen Kopf, niederzuschreiben, was dieser jezt in sich faßt. Zu drei Aufsäzen habe ich zu nottiren angefangen. Genf

wie es ist — Die Engländer in der Schweiz — Ferney. Die beiden ersten humoristisch, der dritte sentimental. Und das ginge verloren, wenn Ihr nicht kommt. Es ist nicht möglich, daß Sie nicht kommen.

Vierzigster Brief.

Genf, den 22. September 1833.

. . . . Ihre Briefe machen mir keine Freude mehr, ich bin des Correſpondirens ſatt . . . . . Ich habe die ſchwärzeſte Vorſtellung von den kommenden Verhältniſſen Deutſchlands. Nicht etwa als glaubte ich, daß unſere Fürſten und Staatsmänner aus Bosheit und Grauſamkeit verderbliche Maasregeln ergreifen werden — nein, ſie haben den beſten Willen, ſie glauben ihn wenigſtens zu haben. Aber die Vorſehung muß etwas großes im Sinne führen. So oft ſie dies that, hat ſie die Machthaber der Welt mit Blindheit geſchlagen, aber mit ſolcher dicken

Blindheit wie jezt, noch nie vorher. — Den Montblanc ſieht man von hier (nämlich außer der Stadt), bei klarem Wetter ſehr gut. Er iſt natürlich von weit größerer Bedeutung als die Jungfrau; aber das muß man berechnen. Für Auge und Gefühl iſt die Jungfrau ſchöner.

Montag, den 23. September. Ich weiß nicht mehr was ich Ihnen ſchreiben ſoll, und habe auch gar keine Luſt zu großen Briefen. Wir ſehen uns bald oder Sie müßten nicht werth ſein, mich zum Freunde zu haben.

Donnerſtag, den 26. Ein Wort in Ihrem Briefe „ich glaube, daß es bei Paris bleiben wird" hält meine Hoffnung aufrecht. Da iſt nichts zu bedenken, wir haben Geld genug. Ich kann die Trennung von Ihnen nicht länger ertragen. Ewige Briefſorgen. Ich hatte geſtern ſchon wieder Kummer, daß der erwartete Brief ausblieb. S. hätte vorgeſtern Abend den Montblanc ſehen ſollen, bei ganz heiterem Wetter. Das iſt wirklich erhaben. Die Jungfrau iſt

unſer Röderberg dagegen. Bis über den Himmel hinaus. Man meinte er hätte den Himmel durchſtoßen müſſen, ſich ganz aufzurichten.

Ich ennuire mich hier ganz infam. Dieſe Engländer und Engländerinnen ſind ganz wie unſere deutſchen Adeligen: artig und langweilig. — Der Plan, einen Theil des Jahres in der Provinz zehn Meilen von Paris entfernt zu leben, erſcheint mir, je mehr ich darüber nachdenke, je vernünftiger. In kurzer Zeit werden von Paris aus Eiſenbahnen nach allen Richtungen gemacht ſein, und dann reiſt man zehn Meilen in drei Stunden. Die Eiſenbahn zwiſchen Paris und London iſt von beiden Regierungen ſchon beſchloſſen und ſie ſoll in zwei Jahren fertig ſein. Dann wird man an einem Tage in Paris frühſtücken und in London ſupiren können. Es liegt etwas Gigantiſches, Weltbewegendes darin, Frankreichs und Englands geiſtige Kräfte in ſo ſchnelle Berührung zu bringen. Das zerſtört alle Tyrannei in

Europa. Wäre das nur alle ſchon ausgeführt, dann könnte man lachen über die Tücken und Dummheiten des Bundestags. — Die Gegend hier herum — der Montblanc ausgenommen, den man aber ſelten ſieht — iſt lange nicht ſo intereſſant, als die von Zürich. Eigentlich gibt es außer der Stadt nicht eine intereſſante Parthie, und man findet nicht einmal Schatten genug, bei warmem Wetter ſpazieren zu gehen. In der Stadt auf den Wällen gibt es einige Spaziergänge, die hübſch ſind. Mittags bei Tiſche und Abends beim Thee, muß ich, wenn ich in's Zimmer trete, jeden wenigſtens mit einem Kopfnicken beſonders grüßen. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht ſo viel Bücklinge gemacht, als dieſe drei Wochen, daß ich in dieſer dummen Penſion bin.

Den 28. ..... Wenn die Deutſchen Patriotismus hätten, würden Sie mich und andere liberale Schriftſteller unterſtüzen, daß wir zum allgemeinen Beſten etwas könnten drucken

laſſen. Aber von einem Buchhändler iſt nicht zu fordern, daß er ſich der Gefahr ausſezt, etwas politiſches drucken zu laſſen, und ohne Honorar können wir ja nicht leben. Es iſt wirklich ſchimpflich. Die Polen und die Italiener geben beide zwei Journale in Frankreich heraus, und die Deutſchen denken an ſo etwas gar nicht. Wie könnte ich nebſt andern Patrioten von Paris aus durch Schreiben wirken, wenn wir Geld hätten.

Sie machen ſich unnöthige Sorge, ob ich die Schweiz vertragen kann. Ich bin ſchon zwei Sommer darin. Mein Befinden hängt gar nicht vom Klima, ſondern wie es ſcheint, von der Jahreszeit ab. Seit drei Jahren befand ich mich im Herbſt und Winter beſſer als im Frühling und Sommer. Das iſt auch diesmal wieder der Fall. In Paris habe ich mich noch immer am wohlſten befunden, wozu freilich auch das dortige moraliſche Klima viel beigetragen.

. . Suchen Sie sich die Broschüre zu verschaffen. Wahrscheinlich ist sie gegen mich. Im Sommer habe ich immer, und lasse andern Ruhe. Im Winter fängt die Balgerei an. Aber wenn sie nicht nach Paris kommen, schreibe ich kein Wort, auch Ihnen nicht. — Ist es wahr, daß der Bundestag von Frankfurt nach Wien verlegt wird? Mit wem geht dann Herr von Rothschild um? Wen wird er dann zum essen bitten?

Ich lese viel. Während ich hier bin, habe ich schon zwanzig Bände gelesen. Jezt bin ich am fünften Bande von Barante, Histoire des ducs de Bourgogne. Das ist sehr schön.

Einundvierzigster Brief.

Genf, den 1. Oktober 1833.

Ihr gestriger Brief ist wie Schillertafft, man weiß nicht, welche Farbe er hat. Auf jeden Fall hat er mich verdrießlich gemacht, so daß ich mich gestern gar nicht entschließen konnte darauf zu antworten, und meinen Brief erst heute anfange, wo der baldige Abgang der Post mir wenig Zeit läßt. Ich bin aber nicht verdrießlich über Sie, sondern über die Verhältnisse. Sein Sie fest versichert, daß ich durchaus nicht unglücklich bin. Ich habe darin eine bessere Natur als Sie; ich schlage mir Sorgen leicht aus dem Kopfe und bereue nie etwas.

Was ſagen Sie dazu daß die Berry wieder in Frankreich landen will, vielleicht ſchon gelandet iſt? Und daß wir wieder einen deutſchen Kaiſer bekommen? Warum geben mir die deutſchen Patrioten kein Geld, daß ich unabhängig von Buchhändlern etwas für unſer arm Volk thun kann! Es wäre ſo nöthig! Was hätte ich nicht alle zu ſagen! Kein Buchhändler kann ja ohne die größte Gefahr jezt ſo etwas drucken laſſen. Und wenn ich nicht ſchreibe, wer kann, wer wagt es ſonſt in Deutſchland? Wenn nur ſechs Monate lang ſich keine Stimme gegen die wachſende Tyrannei erhebt, ſchläft das Volk ganz ein und bewegt kein Glied, wenn man ihm die Ketten anlegt. Oeſterreich und Preußen wollen abwechſelnd Deutſchland als Kaiſer beherrſchen, Unverſchämtheit und Dummheit wollen ſich das Reich theilen.

. . . . Ach, was iſt mir das Reiſen ſo überdrüſſig und unſere Correſpondenz! Hier bliebe ich auf keinen Fall. Die Goddams ennuiren

mich ſchrecklich. In Vevay iſt ein anderer Jammer. Dort graſſiren die Methodiſten, und die Familien leben in innerem Zwieſpalt aus Religionshaß. — Ich werde hier auf allen meinen Gängen von Spionen beobachtet. Das iſt mir noch nirgends ſo ſehr aufgefallen als hier. Herrn ***, der hier im Hauſe wohnte, habe ich einige Zeilen an Sie gegeben, er wird glaube ich Mittwoch in Frankfurt eintreffen. Ich zeigte ihm Ihr Bild. Er ſagte, Sie hätten geiſtreiche Augen und ſo eine entſchloſſene Phyſiognomie. Ich ſagte ihm, er hätte es errathen, Sie wären ein wahrer Koſack. Seitdem ich hier bin, beſchäftige ich mich täglich mit dem Engliſchen und werde es beharrlich fortſezen. Vielleicht kömmt eine Zeit, daß mir nur England als Zuflucht offen bleibt. Ich gratulire! Der König von Spanien iſt geſtorben. Ich ennuire mich erſchrecklich. Ach! Daran ſind Sie ſchuld. Habe ich Sie nur erſt einmal wieder, laſſe ich Sie mit Ketten an mich ſchließen.

Ich komme eben von .... zurück. Ich war so ungeduldig, daß ich forteilte, ohne alle Thränen, aber nicht ohne himmlischen Jubel und heißen Dank gegen den Himmel, der meinen Leiden ein Ende gemacht. Aber jezt aufgehorcht und gezittert! In den lezten Tagen habe ich Gozzi's wunderschöne dramatische Märchen gelesen. Alles ist haaraufsträubende Zauberei. Gewöhnlich sind es verwünschte Weiber, die in Stuten, Ziegen, Störche, oder Männer, die in Ochsen, Pferde, Raben, Leoparden verwandelt werden. Durch aufmerksames Lesen habe ich gelernt, wie man solche Wunder macht. Nun schwöre ich es Ihnen, daß wenn Sie das was ich Ihnen erzählen werde, ausplaudern, ich Sie .... verwandeln werde .... Sie brauchen nur Einer der A. etwas davon zu erzählen, von dieser erfährt es der B., von diesem die C., von dieser D. und da ist der Teufel los. Als ich Ihnen neu-

lich schrieb, Sie würden jubeln, wenn Sie meine Leiden erfahren, so hatte ich diesen übertriebenen Ausdruck darum gebraucht, um Sie zu beruhigen, daß Sie nicht etwa glauben, es wären wirkliche Leiden, die einen körper- und seelenkrank machen. Ich berechnete, daß wenn ich sagte, Sie würden vor Lust an die Decke springen, Sie sich wohl denken können, daß meine Drangsale nicht zu den bemitleidenswerthen gehörten. Aber etwas Wahres ist doch in dem Ausdrucke. Sie, die Sie mich kennen, meine Sonderbarkeiten, meine Neigungen und Abneigungen, mein Gutes und Böses — Sie müssen eigentlich darüber lachen, wenn Sie erfahren, wie die guten Leute mit dem besten Willen, mit der größten Freundschaft für mich, in dieser ganzen Zeit nichts gesprochen und nichts gethan haben, was mich nicht bis auf das Blut gequält und zur Verzweiflung gebracht. Kurz, sie haben mich ennuirt. Nie früher in meinem Leben habe ich solche Lange-

weile gehabt! Ich ennuire mich zwar sehr leicht; aber weil die Qual der Langeweile für mich so unerträglich ist, meide oder fliehe ich schnell solche Veranlassungen, und daher hatte ich in meinem ganzen Leben nie einen Tag lang Langeweile. Hier aber war gar keine Flucht und Rettung möglich, und ich mußte sie ertragen. Ich kann auf Rechnung meiner erlittenen Buße zehn glückliche Familien mit Arsenik vergiften und der Himmel bleibt immer noch mein Schuldner. Das war nun das Komische in meinen Leiden, daß *** glaubte ich wäre glücklich in seinem Hause, und ich verzehrte mich fast vor Langerweile und war unglücklich. Ich kann Sie versichern, daß wer mich nicht aus meinen Schriften gekannt, und mich diese Zeit über beobachtet, mich für einen ganz gewöhnlichen Menschen hätte halten müssen. Nicht verdrossen und schläfrig mußte ich erscheinen, sondern stumpfsinnig. Ausgenommen jene meiner politischen Tiraden, die der dümmste Gesellschafter

mich kann ſpielen machen, ſobald er mich nur wie eine Spieluhr aufzieht, habe ich dort im Hauſe kein warmes, kein verſtändiges Wort geſprochen. Und würde mir vom Buchhändler jede Silbe mit einem Gulden gezahlt, von dem was ich dort druckenswürdiges geſprochen, könnte ich kein paar Stiefel bezahlen. Herr *** mag wohl ein guter Menſch ſein, aber ohne Feuer und Licht, ohne Salz und Fett. Er macht Verſe! Das waren nun meine eigentlichen Leiden. O Gott! Möchten doch alle Dichter zehen tauſend Klafter in die Erde verſinken — wie der Sachſenhäuſer ſagt! Aber was würde es nützen? Sie kämen als Quellwaſſer wieder herauf. Ein Neffe des Herrn *** iſt im Hauſe, jung, hübſch, etwas ſchmachtend. Er liebt, und macht Verſe! O Gott! O Gott! Schauerliche Erinnerung! Ich muß mir die Augen zuhalten, wenn ich daran denke. Wie gräuliche Kröten kriechen die Verſe mit langen und kurzen Füßen vor meinen Augen herum und ſehen mich giftig an.

— Die ***, Nichte des Herrn *** mag eine gute Frau sein, aber Gemüth — das muß ihr fehlen, sonst hätte ich mich nicht so ennuiren können. Uebrigens muß ich es als ehrlicher Mann anempfehlen, alles was ich von .... Unvortheilhaftes sagen möchte, nicht darum für unzweifelhaft und gegründet zu halten. Man hat mich ennuirt, wer mich ennuirt, ist mein Feind, und das Urtheil über Feinde ist oft ungerecht. Ich war nie langweiliger gewesen; denn das ist wahr und man kann mir es mit Recht vorwerfen: unter langweiligen Menschen bin ich immer der Langweiligste. Ich drang den guten Leuten zuweilen einen interessanten Stoff der Unterhaltung auf, aber Wärme, Lebhaftigkeit konnte ich nicht hineinbringen. Haben Sie je eine Windmühle bei schläfrigem Winde sich bewegen sehen? So langsam, so einförmig, so wenig Schuhe über flachen Boden erhoben bewegte sich die Unterhaltung. Jezt der Hauptdonnerschlag, die Cholera unter meinen Leiden:

Verſe wurden vorgeleſen, ganze Bäche von Verſen, Jahrhunderte der Langenweile zogen langſam ſumpfig wie der Styx an mir vorüber. Als ich der Einladung nach . . . . zu kommen endlich nachgab, hatte ich ganz vergeſſen, daß Herr *** ein Dichter iſt, ſonſt hätte ich mich eher in den See geſtürzt, als mit einem Dichter unter einem Dache zu wohnen. Herr *** iſt ein ſehr gewöhnlicher, weisblätiger, matter Dichter, zu meinem Lobe tauſendmal nicht gut genug, und hundertmal zu gut ihn ironiſch loben zu können. . und dabei die grenzenloſe Eitelkeit aller Dichter. O theure Eſther! So viel hat dein Volk in den ſiebenzig Jahren ſeiner Gefangenſchaft nicht ertragen, als ich in dieſer Zeit ausgeſtanden habe. Ich ſchaudre wenn ich daran denke.

Zweiundvierzigster Brief.

Vevay, den 10. Oktober 1833.

Gruß aus Vevay! Vorgestern reiste ich von Genf ab, kam den Abend in Lausanne an, wo ich den folgenden Tag blieb, und heute kam ich hierher. Die Gegend hier scheint herrlich zu sein; aber gerade heute ist ein wahrer Wintertag, so daß ich einheizen ließ und zwei Röcke anziehen mußte. Die Berge waren halb in Nebel gehüllt. Auch hier ist der Jammer wie in Genf. Man hat in der Nähe keine Spaziergänge. Ueberall ist man zwischen hohen Mauern, welche alle Gärten und Weinberge einschließen. Um den See zu sehen, hat man nur die Chaussee, oder man muß weit ab auf Berge steigen. Ich werde Morgen nach Montreux

gehen, ein und ein halb Stunden von hier, und einige Zeit dort bleiben. Dort iſt die Gegend noch ſchöner und das Clima milder als hier. Viele Fremde halten ſich dort wegen der Traubenkur auf. Monnard in Lauſanne hat mir einen Brief an den General Laharpe gegeben, der ſich gegenwärtig in Montreux aufhält. Das wäre der intereſſanteſte Mann von der Welt. Er war früher Erzieher des Kaiſers Alexander und hat in der Schweizer Revolution eine große Rolle geſpielt. Er wird nächſtens achtzig Jahr alt, und iſt noch ſo rüſtig, daß er dieſen Sommer zu Fuße über den Splügen ging. Monnard ſagte mir, er habe vor einigen Wochen geſehen, wie Laharpe hinter einem mit Ochſen beſpannten Wagen gehend, den das Vieh nicht einen Berg hinaufbringen konnte, den Wagen gedrückt und fortgeſchoben habe. In Lauſanne hat es mir ſehr gefallen. Da ſind herrliche Spaziergänge, und wahre Armide-Gärten!

Dreiundvierzigster Brief.

Montreux. Sonntag, den 13. Oktober 1833.

. . . . Was soll ich nun von Montreux sagen? Wir beide kämen damit nicht zu Stande; ich nicht es zu beschreiben, Sie nicht es zu fassen. Mein Pult, vor dem ich jezt stehe und diesen Brief schreibe, steht am Fenster, dieses zur linken Hand habend. Und ohne mich einen Schritt zu entfernen, sehe ich den Berg hinunter, auf dessen Höhe das Dorf liegt, über Weinberge, Baumgruppen und die Dächer tiefer liegender Häuser bis in den See, der hier seinen Ausgang hat und ein großes Becken bildet. Links stürzt ein wilder Bach von den hintergelegenen Ber-

gen kommend, unter einer alten Brücke durchbrauſend dem See zu. Er muß wiſſen, daß ich harthörig bin, denn er ſpricht ſehr laut. Gegenüber liegen die herrlichen Berge von Savoyen, über die ſo eben die lezten Wolken zogen, jezt liegt die Sonne auf den Gipfeln. Trete ich an's Fenſter, ſehe ich links das alte Schloß Chillon im See, eine viertel Stunde von hier. Weiter hinauf Villeneuve. Dort iſt die Grenze des Sees und zwiſchen den Bergen kömmt die Rhone hervor. Sieht man rechts den See hinab, iſt es wie das Meer, man ſieht keine Ufer. Hinter dem Dorfe erheben ſich himmelhohe Berge, aber bis zur höchſten Spize mit Reben und Nußbäumen bedeckt. Und jezt iſt gerade Weinleſe. Kurz ich ennuire mich fürchterlich, und geſtern Abend ging ich das Dorf hinab bis zur Landſtraße, wo nach der Beſchreibung des Buches einige Lorbeerbäume ſtehen ſollen, um mich daran zu hängen. Zum Unglücke fand ich ſie nicht. Denken Sie, daß ich kein Buch, kein ein-

ziges, keine Zeitung habe, und daß ſchon um ſechs Uhr dunkel wird. Was ſoll ich dann machen? Die Lorbeerbäume kann ich nicht finden, und mich an gewöhnliches Holz zu hängen, dazu bin ich zu ſtolz. Es bleibt mir alſo nichts übrig als zu verzweifeln. Es ſind noch mehrere Familien im Hauſe, aber die eſſen und bleiben unter ſich, ſo daß ich ganz allein bin. Als ich vorgeſtern hierher kam, war noch Laharpe, an den ich einen Brief hatte, mit ſeiner Familie hier, aber geſtern iſt er zurückgereiſt. Laharpe iſt ein charmanter Mann. In dieſem Alter noch ſo viel Lebenskraft! Als ich ankam, ging er gleich mit mir das Dorf hinauf zur Kirche, wo eine herrliche Ausſicht iſt. Er lief ſo ſchnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Er lief hier täglich vier Stunden lang, alle Berge auf und ab. Abends trank ich den Thee bei ihm. Seine Frau iſt aus Petersburg, wie ich aus ſeiner Biographie erfahren, ſchon vierzig Jahre mit ihm verheirathet, und doch ſollte man ſie nicht über fünf

und vierzig Jahre schätzen. Sie haben auch eine Tochter. Ach, wären Sie nur heute hier bei diesem herrlichen Wetter. Wir haben diesen Sommer schöne Gegenden, auch poetische gesehen, aber diese hier ist in Reimen. Wenn ich nur jünger wäre! Byron hat das Schloß Chillon besungen. Mittag halb drei kommt die Post, vielleicht bekomme ich heute wieder einen Brief, das will ich abwarten, ehe ich diesen schließe. Unterdessen gehe ich das Schloß Chillon sehen.

— — Ich komme eben davon zurück. Man hat doch drei viertel Stunden zu gehen. Aber welch ein Weg! Man möchte nur immer so fort wandern bis an den Simplon, dann hinauf, hinüber nach Rom. In Chillon möchte ich eine Geliebte haben, aber eine, die gut kochen kann, und hier in Montreux wohnen, dann jeden Mittag zu ihr und Abends im Mondschein zurück. Und die guten Trauben! Das Dorf ist so ländlich, das würde Ihnen gefallen. Gestern Abend

war ich ganz in Verzweiflung vor Langeweile, ging wüthend im Zimmer auf und ab und schrie einmal über das Andere mal aus: Nein, so was ist mir noch gar nicht vorgekommen! Zum Glücke fiel mir bei, daß Conrad einige Theaterstücke hat. Da las ich dann Emilie Galotti, und Fiesko, und legte mich um halb zehn schlafen. Im Bette, auch ohne zu schlafen, habe ich nie Langeweile. Ich weiß nicht wie das kömmt. Mein Barbier hat mir heute versprochen, er wolle mir französische Zeitungen schaffen. Auch will ich morgen nach Vevay fahren und mir Bücher holen; dann wird es wohl besser werden. Eine wahre Sünderkur halte ich hier.

Vierundvierzigster Brief.

Montreux. Dienstag, den 15. Oktober 1833.

Ihren Brief No. 14 erhalten. Nun, Dank dem Himmel, jezt habe ich die größte Hoffnung, daß Sie doch nach Paris gehen, denn alle andern dummen Pläne haben Sie so ganz erschöpft, daß Ihnen nichts mehr übrig bleibt, als einen vernünftigen Entschluß zu fassen. Wie bescheiden sind Sie, wenn Sie meinen, in Ihrem Plane mit Straßburg sei *wenig* Verstand! Gar kein Verstand ist darin. Es ist die größte Dummheit, die je aus einem Weiberkopfe gesprungen. Straßburg ist der langweiligste Ort von der Welt, fast so theuer wie in Paris.

Dabei kalt, feucht, ungesund. Und wahrscheinlich würde man mich gar nicht dort dulden. Haben Sie denn ganz vergessen, daß ich vorigen Frühling, wie alle Deutsche, von dort ausgewiesen worden bin? Also nach Paris.

Die Badische Kammer, auf Antrag Rotteck's, hat die Anträge der Juden auf Emanzipation wieder verworfen, und zwar so verworfen, daß die Tagesordnung beschlossen, und über den Antrag gar nicht gesprochen wurde. So verstehen sie die Freiheit! Das sind die Liberalen, an welchen das dumme deutsche Volk hängt! Wie freue ich mich, daß ich diesen Rotteck in meinen neuen Briefen herunter gemacht habe. Wenn es nur gedruckt wird. Wo nicht, hätte ich große Lust über diese Judensache etwas besonders gegen Rotteck zu schreiben, und ihm auf seinen goldnen Lorbeerkranz zu dr.... den er neulich von Leipzig bekommen.

Es ist aber auch gar zu herrlich hier, und die Schönheit des Landes kämpft mit meiner

Langeweile nicht immer unglücklich. Gestern war ich in Vevay und habe mir dort Bücher geholt, die drei lezten Bände von Byron's Memoiren von Moore, die ich noch nicht kannte. Jezt bin ich geharnischt gegen Langeweile. Byron hat lange am Genfer See gelebt. Im Childe Harold kommen die Beschreibungen vor. Das über Chillon ist ein besonderes Gedicht. In seinem Tagebuche vom 27. Juni 1816, geschrieben in Ouchy bei Lausanne, heißt es: „J'ai traversé la terre de prédilection de Rousseau, tout plein de son Héloïse, et suis frappé à un dégré que j'aurai peine à exprimer de la force, de l'exactitude des descriptions, et de la beauté sublime de la réalité. Meillerie, Clarens et le château de Chillon sont des lieux dont je dirai peu, parceque tout ce que j'en pourrais dire resterait bien au-dessous des impressions qu'ils laissent.

Mittwoch, den 16. Oktober. Gestern habe ich einen herrlichen Spaziergang nach Cha=

telard gemacht, einem Schloſſe von alterthümlicher Bauart, das drei viertel Stunden von hier auf einem Berge 400 Fuß über dem See liegt. Unten iſt Clarens, wo Rouſſeau ſeine Julie hingedichtet. Das Schloß liegt von Wieſen, Weinbergen, Baumgruppen umgeben, ein Paradies — für Einen, der es mitbringt. Ich ſezte mich in jede Laube, auf jede Bank, ich verſuchte es auf alle Art — vergebens. Mein Herz iſt ſo ausgetrocknet, daß eine Fliege durchkriechen könnte, ohne ſich die Füße naß zu machen. Auch empfand ich nur für Sie, für mich überlegte ich nur. Als ich die Kinder des Gutsbeſizers ſich auf der Wieſe herumwälzen ſah, und dann in's Kelterhaus gehen, wo ſie aus den breiten Fäſſern zerquetſchte Trauben naſchten, ſie hatten ihre Freude an dem guten furchtſamen Thun, der ſich in Todesangſt vor zwei Kühen flüchtete, die ihn mit ihren Hörnern und Glocken verfolgten — vor mir der See und die ernſten erhabenen Savoyer Gebirge, rück-

wärts die ſanften Hügel, mit Wäldern, Weinbergen, Sennhütten, Dörfern bedeckt — da wünſchte ich, was ich immer wünſchte an ſolchem Ort: hier möchte ich geboren worden ſein. Und dann die Bruſt gefüllt mit dieſer himmliſchen Luft, immerhin hinaus in das dürre Leben. Die Erinnerung meines Kinderparadieſes hinge mir wie eine Feldflaſche an der Seite, aus der ich trinke, ſo oft mich dürſtet. O, ich weinte vor Gram und Zorn!

Es gibt nichts liebevolleres als dieſes Montreux. Man ſagte mir, es bleibe kein Schnee hier liegen, vielleicht auch keiner auf der Bruſt. Geſtern Abend acht Uhr ging ich mit meiner Laterne in das Dorf. Es war ſo komiſch wie etwas. Ich hörte am Tage, im Orte ſei ein „Cercle," wo man Journale leſe. Wie ein ausgehungerter Geier ſtürzte ich dem Aaſe zu. Mein Barbier erbot ſich am Mittage mich zum Präſidenten des Cercle zu führen. Dieſer ſaß ganz ſtattlich in ſeinem Kelterhauſe vor einem

Tiſche und verſuchte Wein. Der Präſident wies mich an meinen Wirth, der auch Mitglied wäre. Mein Wirth iſt ein ausgezeichneter großer ſchöner Mann, und jezt über und über mit Weinhefe beſudelt, gleicht er ganz einem Bacchus. Beſchäftigt wie alle Welt, konnte er mich nicht in's Caſino begleiten, erbot ſich aber Einen kommen zu laſſen, der mich dort einführen ſolle. Abends acht Uhr kamen auch zwei Dorf-Honoratioren, wie es ſchien, die Politiker des Orts, und holten mich ab. Ich zündete meine Laterne an, denn auf den Straßen iſt keine, es geht immer Berg auf, Berg ab, und man könnte auf dieſem Pflaſter zehn Hälſe brechen, wenn man ſie hätte. Ich fragte meine Leute, wie ſie denn in den Winternächten ohne Laterne fortkommen könnten? Sie antworteten mir: wer im Winter aus ſeinem Hauſe ginge, käme vor Tagesanbruch nicht heim. Das iſt brav. Endlich traten wir in ein kleines Haus. Mein Führer holte aus der Küche einen Schlüſſel und

öffnete mir ein Zimmer. Da war kein Licht, nur meine Laterne leuchtete. Bei dem Scheine ſah ich die Zeitungen an, die auf dem Tiſche lagen. O Jammer! Es waren nur Blätter des Cantons, mehrere Tage alt, die ich ſchon geleſen hatte. Morgen, ſagte man mir, kämen neue, ich könnte kommen ſo oft ich wollte. Der Schlüſſel zum Cercle liege auf einem Geſimſe über der Thüre. Das iſt das Caſino von Montreux. Beim Nachhauſegehen bemerkte ich, daß alle Keller und Kelterhäuſer offen ſtanden und beleuchtet waren. Während der Weinleſe wird die ganze Nacht durchgearbeitet. Selbſt mein Barbier iſt ſo bacchantiſch beſchäftigt, daß er mich nur alle zwei Tage raſiren kann. Ich ſehe ſchwarz wie der Teufel aus. Wozu aber in Montreux, in meiner Einſamkeit ſich raſiren laſſen? werden Sie fragen. Hören Sie und lachen Sie mich aus. Nie war mir das glatt ein nöthiger als jezt. Der Börne iſt zahm geworden, das Unglück hat ihn mürbe gemacht.

Sie erinnern ſich, wie unleidlich ich immer brummte, wenn wir drei in Zürich zu Mittag aßen, und es kam ein Fremder ins Zimmer, ſezte er ſich auch an einen beſondern Tiſch. War ich an offner Tafel mit Fremden zuſammen, ſprach ich nie ein Wort mit ihnen. Jezt kam aber hier in meiner Einſamkeit, da ich Mittags allein eſſen, die langen Abende allein auf mein Zimmer ſein mußte, einige Tage ſogar ohne Bücher — da kam die zerknirſchende Langweile über mich, ich ſchmachtete nach Menſchen, erinnerte mich meiner eigenen Unfreundlichkeit und Ungeſelligkeit, und da ging ich in mich und gelobte, wenn ſich wieder Einmal ein einſamer Menſch zu mir geſellte, ihn nicht mehr zurückzuweiſen. Der Himmel belohnte auch gleich meine tugendhaften Beſchlüſſe. Als ich geſtern ins Speiſezimmer kam, bemerkte ich zu meinem freudigen Erſtaunen drei Gedecke. Ich fragte, wer mit äße? Zwei Engländerinnen wären gekommen. Jezt ſah ich mit offnem Maule, ge-

ſpizten Ohren und ſehnſüchtigen Blicken nach der Thüre, und wartete wer hereinkäme. Die Thüre ging auf — es war als ſtürzte die Decke über mich zuſammen — und herein trat eine Frau von ſechzig Jahren, ſchwarz gekleidet bis ein Fuß über den Kopf hinaus — ſo hoch reichten Bänder — und von einer Häßlichkeit die Wanzen damit zu vertreiben. Bald darauf kam die andere Dame, dreißig Jahre alt, nicht häßlich und nicht ſchön. Dieſe Leztere hatte ich ſchon Vormittag im Garten bemerkt. Sie kam mir wie toll vor. Sie rannte ſchneller als ein Jagdhund auf und ab. Ich bemerkte aber gleich bei Tiſche, daß Sie nicht toll war, ſondern lebhaft. Sie hat ſüdliches Blut in den Adern. Es ſind zwei Schweſtern, ſie reiſen ohne Bediente und Mädchen, und mit der Diligence. Uebrigens treiben ſie ſich wie alle Engländer umher, bald in Vevay bald in Lauſanne, bald in der Normandie, bald in Genf. Jezt kommen ſie von Interlaken. Wer ſind dieſe Leute? Als

ich die Jüngere fragte: ob sie Engländerin sei, stockte sie etwas und antwortete: sie hätte lang in England gelebt. Sie sprachen viel von Musik, sagen, das sei ihre Leidenschaft. Von hier gehen sie nach Paris. Sollten sie Comödiantinnen gewesen sein? Ich halte sie für Spanier oder Italiener. Mit der Alten habe ich mich gestern Abend bis halb elf recht gut unterhalten. So hat mich das Unglück gebessert! — Aber wie siehts mit Paris aus? Ich meine wir hätten seit vier Wochen nicht davon gesprochen. . . . . Und jezt genug. Der Kopf ist mir ganz schwindlich von dem Paris oder nicht Paris. Kurz, ich bin es satt. Adieu, mein Engel und mein Teufel. Mittag bei Tische wird Bresche geschossen und dann Sturm gelaufen.

Fünfundvierzigſter Brief.

Montreux, den 19. Oktober 1833.

..... Uebrigens, ein Narr, wer jezt ſpart. Es kann kommen, daß wir in zwei Jahren alle Bettler ſind. Das kömmt gewiß, früher oder ſpäter. Alle meine Prophezeihungen, die ich ſchriftlich oder mündlich je gemacht, hat Byron auch geäußert, ſchon vor fünfzehn Jahren. In ſeinen Briefen ſagt er wörtlich: „Ihr wißt nicht was vorgeht. Es wird ein Krieg der Menſchen gegen die Könige. Das Blut wird fließen in Strömen, die Thränen werden regnen.“ Man lacht uns Propheten aus, weil die Erfüllung nicht ſo ſchnell folgt, als der

Donner auf den Bliz. Aber was iſt der Prophetengeiſt? Er ſieht durch ein Perſpektiv das Entfernte als nah; freilich, aber was nicht da iſt, kann er nicht ſehen. Und der Sturm iſt nicht fern. Was täglich kommen kann, iſt immer nah und dauerte es noch zwanzig Jahre. Das hängt vom Zufall ab. Kurz, wir werden Bettler werden. O welche ſchöne Bettlerwirthſchaft! Wir ſtellen uns blind, lagern uns auf dem Boulevard italien und ſtecken Thun einen hölzernen Teller in das Maul. Ich beſize noch ein hölzernes Schüſſelchen aus Lauterbrun, das paßt ihm gerade.

Ich leſe jezt Byron's Leben von Moore. Welch ein Rieſe! Ich und Heine, wenn wir erſt ausgewachſen, ſind zwei Hühneraugen auf ſeiner rechten und linken kleinen Zehe. Ich gebe Heine den rechten Fuß und in dem Buche iſt nur der Abfall ſeines Geiſtes, aber Späne genug, das Herz einen ganzen Winter zu heizen. Wie ſüß und wie ſtark zugleich, er donnert auf der Flöte.

Dann iſt ein Gedicht über die Nichtigkeit des Ruhms und wie Jugend und Liebe alles ſei! Verſtänden Sie es nur, ja kennten Sie nur die engliſche Ausſprache, um ſich an der Muſik der Worte zu erfreuen! Es fängt an:

The days of our youth are the days of our glory;
And the myrtle and ivy of sweat two-and-twenty
Are worth all our laurels, though ever so plenty.
What are garlands and crowns to the brow that is wrinkled?
'Tis but a dead-flower with may-dew bespringled etc.

Was mich an Byron entzückt, was mich zu ſeinen Füßen und an ſein Herz warf, das iſt ſein glühender Haß und ſeine leichenkalte Verachtung gegen Oeſterreich. Er, der die goldenſten Blize der Beredſamkeit beſizt, fand ſie nicht tödtlich genug für Oeſterreich, er ſchimpft auf Marktweiberart: „der Dummkopf, der Eſel, die niederträchtigen Beſtien, die Schufte u. ſ. w.“ Iſt das nicht erhaben aus ſolchem Munde?

Welche Gefühle müſſen es ſein, die Byron zu ſchildern verzweifelte, und die er in ſeiner Wuth und Ohnmacht nur auf den Boden ſpie! Mag Oeſterreich meinen Haß und meine Verachtung ertragen; aber Byron's? Das iſt die Poſaune des jüngſten Gerichts, und weder Jarke noch Heine werden dieſe Donnerſtimme übergimpeln. ... Iſt das genug für die vier Prozent, die ich an meinen Metalliques verliere? Aber ich habe Vorrath für einen ganzen öſterreichiſchen Bankerott.

Wiſſen Sie, warum Heine den Schlegel haßt? Das hat er mir ſelbſt geſagt. Vor einigen Jahren habe Einmal Schlegel bei der Kurfürſtin von Heſſen geſpeiſt, wo dieſe ihn gefragt, was er von Heine halte? Schlegel erwiderte: daß er ihn nie geleſen, gar nichts von ihm wiſſe. Das iſt's. Die Eitelkeit iſt Heine's Bandwurm. Mit weniger Kopf und mehr Herz, wäre er ein vollkommenes Weib. Wie begierig bin ich auf ſeinen zweiten Theil; aber in der fran=

zösischen Schweiz ist kein deutsches Buch zu sehen.

Das Wetter ist jezt schlecht, es regnet alle Nächte durch. Seit drei Tagen konnte ich nicht spazieren gehen. Aber die Gegend hat auch in dieser Witterung einen unbeschreiblichen Reiz. Die ganze Reihe der Savoyer Alpen, die mein Fenster wie ein Rahmen einschließt, sind mit Schnee bedeckt. Seitdem treten die Thäler hervor, die sonst der Schatten bedeckte und ich sehe in die Gebirge hinein. Es ist zauberhaft schön. Das Spiel der Wolken und des Nebels kann mich Stundenlang beschäftigen; sie haften nicht lange weder an den Bergen, noch auf dem Wasser. Das ist ein Vorzug des Genfersees vor dem Züricher.

Ich habe Ihnen doch schon von den zwei englischen Schwestern geschrieben, die hier im Hause wohnen? Die Jüngere ist schöner als sie mir anfänglich erschien und war schon einmal auf meinem Zimmer. Hem! Sollten Sie nun denken

TAYLOR INST. OXFORD

— aber im völligen Ernſte — daß ſie mir zu verſtehen gegeben, ich ſolle ſie heirathen, nämlich die Eine! Ich wäre zu bedauern, ſo allein, ich ſollte mir eine Compagne wählen! Und ſie haben den Plan mit mir in meinem Wagen nach Paris zu reiſen! Dieſer verführeriſche Wagen hat ihnen das Herz gebrochen! Und ich Unglückſeliger jammere, daß ich ſo gar nicht mehr prellbar bin. Nicht um eine Birne. Sie leſen italieniſche Bücher und ſcheinen doch gar keine Bildung zu haben. Die jüngere, meine Braut, ſpielt Guitarre und ſingt, wollte ſich aber nicht vor mir hören laſſen. Einmal jodelte ſie ein paar Noten. Eine himmliſche Stimme! Sind ſie Italiener? Schauſpieler? Aber ſchon viele Jahre reiſen und leben ſie auf engliſche Weiſe. Ich kann nicht klug daraus werden. Sie ſcheinen nicht viel zu haben, kleiden und betragen ſich auf Komödiantenart. Aber langweilig! Zehn Bände Humor gehen verloren, daß kein vierter dabei iſt, der es mit anſieht

faſt angeben, an dem er in Dienſte der franzöſiſchen Regierung getreten. H . . . der auch das Spiel treibt hat ihn verführt. Ich wollte das alle noch verzeihen, wenn H . . . blos der franzöſiſchen Regierung diente. Dieſe intereſſirt ſich mehr für Sachen als Perſonen, und erfährt ſie auch durch Verrätherei etwas Perſönliches, ſo kann ſie doch den Perſonen, wenn ſie unſchuldig ſind, nicht beikommen, weil Preßfreiheit und öffentliche Gerichtsbarkeit ſie ſchützen. H . . . ſpionirt aber auch für deutſche Regierungen, und dadurch kann er die unſchuldigſten Perſonen ins Verderben ſtürzen.

Montreux habe ich mit wahrer Wehmuth verlaſſen. Ich kann nicht ſagen, wie mich dieſe Gegend anlächelte; als liebte ſie mich. Es gibt wohl ſchönere Gegenden, und vielleicht haben wir den Sommer ſchönere geſehen, aber ſo reizend keine. Es iſt ja mit Landſchaften wie mit Weibern, die ſchönſten ſind nicht immer die reizendſten. — Wenn Sie nicht nach Paris wollen,

kommen Sie doch nach Lauſanne. Mit Ihnen blieb ich ſehr gern hier. Ich habe ein Logis, wie wir es gerade brauchen. Zwei Zimmer gehen nach der Straße, und der Saal mit dem dritten Zimmer nach dem See. Dieſe Ausſicht aus ſeiner Wohnung hat höchſtens der König von Neapel und Donna Maria, kein Dritter in Europa, außer ich. Es iſt unbeſchreiblich ſchön.

Donnerſtag, den 24. Oktober .... Fürchten Sie übrigens gar nicht, daß es mir Verdruß machen würde, wenn die Briefe nicht gedruckt würden. Ich weiß einer Widerwärtigkeit ihre gute Seite abzugewinnen, und ich habe für den Fall des Nichterſcheinens der Briefe ſchon einen Troſt und einen Erſatz im Vorrathe. — Was ich geſtern über Lauſanne geſchrieben und Ihnen vorgeſchlagen, wiederhole ich. Ich halte aber Paris Ihren Nerven (Sie nennen es Stimmung) am zuträglichſten. Es iſt erſchrecklich mit den Weibern, ihren Nerven und

Dummheiten. Ich war verflossenen Sommer viel schlimmer genervt als Sie; aber weil ich ein Mann bin und Verstand habe, wußte ich das zu deuten, und jezt ist's vorüber. Sie aber zappeln in Ihren Nerven wie eine Fliege im Spinngewebe. Und doch haben Sie seit so vielen Jahren die *** unter den Augen, eine wahre vollständige Klinik, den Einfluß der Nerven auf den armen schwachen Verstand einer Frau zu studiren, und doch haben Sie nichts gelernt. Nichts kömmt mir komischer vor, als daß sich die Natur so viel unnöthige Mühe gibt, den Verstand einer Frau zu verwirren — ein Orkan um ein rothes Weihnachtskerzchen auszublasen. — Die Sonne liegt so warm auf meinem Fenster, daß ich das Feuer im Kamin auslöschen mußte. Ich mache täglich einen Spaziergang nach Ouchy. Der ganze Hügel, der von der Stadt sanft ab an den See führt, ist mit Landhäusern bedeckt. Heute Abend bin ich bei Monnard zum Thee eingeladen.

Siebenundvierzigster Brief.

Lauſanne, den 27. Oktober 1833.

Ich habe wieder Reue, daß ich Ihnen die Reue bewilligt, und ich nehme ſie zurück. Sie haben mir verſprochen nach Paris zu kommen und jezt müſſen Sie Wort halten. O wie freue ich mich! — Das Wetter iſt auch hier wie im Sommer. Aller Schnee von den Bergen iſt wieder geſchmolzen. Hätte ich das vorher ſehen können, wäre ich noch länger in Montreux geblieben, von wo mich nur das ſchlechte Wetter verjagt hat. Aber die Gegend iſt auch hier herrlich. Vorgeſtern brachte ich in einer Soiree zu, das heißt von acht bis zehn. Punkt zehn eilt alles

nach Haus. Aber eine Tochter hat M., eine Tochter! Sie verdiente Königin von Montreux zu sein. Also die Pariser Frage wäre entschieden. Das war aber auch eine Conferenz, mühsamer als die Londoner. Aber ich Talleyrand! Der arme Conrad wird erschrecken, wenn er es hört. Auch Winters keine Ruhe! wird er seufzen. Doch gönne ich ihm sein herbes Schicksal. Seit einigen Tagen, daß ich auf meinem Zimmer esse, ist mein alter Haß gegen ihn wiedergekehrt, der immer eintrifft, so oft ich zu Hause esse. Frage ich ihn dann, was ist da? antwortet er: ein Hühnchen, und dieses Hühnchen spricht er mit einer Syrupsüßigkeit aus, daß mir jedesmal übel davon wird. Sonst bin ich mit ihm zufrieden. Aber noch mehr mit Thun. Was dieser Jüngling lebhaften Sinn für schöne Natur hat, davon haben Sie keine Vorstellung Den ganzen Tag sizt er draußen auf dem Fenstergesimse und schaut nach dem See hinunter. So oft auf unsern Spaziergängen Mauern

oder Hecken die Aussicht versperren, springt er hinauf oder hinüber, um freie Aussicht zu haben. Aber erschrecklich feige ist er. Besonders fürchtet er sich vor Wasserfällen, und ich konnte ihn nie bewegen, sich einem zu nähern, um zu saufen. Ich bin willens, ihn auf ein Jahr hier in Pension zu geben, daß er französisch lerne.

Mittwoch, den 30. Oktober. — Ich reise künftigen Montag den vierten November nach Paris ab. Ich werde mir keine Briefsorgen machen, Sie sollen es aber auch nicht. Ich sah einmal zwei betrunkene Kerls, die nicht stehen und gehen konnten. Einer sagte lachend und spottend zum Andern: komme her, laß dich führen, du kannst ja nicht gehen. So spaßhaft kömmt es mir vor, wenn Sie gegen meine unnöthige Briefe-Angst predigen. Sie sind eifersüchtig auf meine schwarzen Damen, und Sie werden alle schwarz finden, auf die Sie eifersüchtig sind. Das ist in der Ordnung. Ich weiß nicht, wo sie jezt sind. Sie reisen von

hier nach Paris in Miethwagen. — Alſo Sie kommen. Schon der Thun allein wird Sie für Ihre edle That belohnen. Es iſt merkwürdig was das für ein Menſch iſt! Er ſteht und geht auf den Hinterfüßen und fängt Fliegen. Denken Sie, welch eine Wohlthat das für den Sommer iſt. Kurz, Sie werden überraſcht werden. Dieſer Winter in Paris wird äußerſt brillant werden. **Mon auguste ami** der König von Belgien iſt dort. Den erſten März beginnt die Gemälde-, den erſten Mai die Induſtrie-Ausſtellung. In der großen Oper wird Don Juan zum Erſtenmale aufgeführt. Wir geben **déjeuners jeunants**; meine Erfindung. Und jezt vernünftig geſprochen. . Ich reiſe alſo den vierten von hier ab. Ich mache nicht den geraden Weg, der von hier über Orbe und Pontarlier nach Dijon geht, ſondern einen Umweg über Gleh, Bourg, Maçon, Chalons nach Dijon. Ich habe mich dazu entſchloſſen, weil der erſte und kürzere Weg über das rauhe, ſehr hohe,

kalte und dabei langweilige Jura-Gebirge führt. Bis nach Dijon hat man nur Berge. Der andere Weg aber ist schöner, bequemer, und da sehe ich einen Theil des südlichen Frankreichs. Das Wetter ist herrlich. Jezt Adieu!

Achtundvierzigster Brief.

Collonge in Frankreich, drei und ein halb Meilen von Genf.
Montag Abend, den 4. November 1833.

Vive le Roi!

Heute Morgen verließ ich Lauſanne. Ich kam gar nicht durch Genf, ſondern ließ es ſeitwärts liegen und fuhr nahe dabei ab hierher, wo ich übernachte. . Schade um das ſchöne Papier! Gibt es denn eine einfältigere Correſpondenz als unſere? Ich ſchreibe nach Frankfurt, und wenn Sie nach Paris reiſen, findet Sie dieſer Brief nicht mehr in Frankfurt . . Kurz, ſo eine dumme Briefſtellerei gibt es nicht mehr. Ich will auch nicht länger ein Narr ſein und

gleich ſchließen. Von Dijon ſchreibe ich Ihnen wieder. Adieu.

Roi ne puis
Prince ne daigne
Börne je suis.

Vermiſchte Aufſäze und Aphorismen.

Die Polen in der Schweiz.

Wem für die Freiheit das Herz alt werden konnte, der hatte sie auch in seiner Jugend nicht geliebt mit der wahren Liebe.

Im Canton Aargau fielen seit der Emancipation des Volkes aus der Gewalt der Aristokratie häufige Brandstiftungen vor. Jezt hat man einen katholischen Priester als Urheber dieser Verbrechen entdeckt. Auch in Baselland-schaft fallen Straßenräubereien und Morde vor, und die Aristokraten der Stadt Basel auch, predigen frohlockend: Seht das sind die Folgen der wilden Freiheit!

Ich fürchte es nicht — doch sollte sein, daß euer Edelmuth nicht ausreiche zu einem edlen Entschlusse, dann möge euer Verstand ergänzen was euerm Herzen fehlt. Seid klug, könnt Ihr nicht menschlich sein. Bedenkt euern Vortheil, bedenkt die Zukunft, die schon an die Pforte der Gegenwart pocht. Die Tyrannei ist alt und die Freiheit ist jung. Die Völker überleben ihre Fürsten und erben sie. Mögen sie in der Verlassenschaft ihrer Tyrannen keine Kränkung an euch zu rächen finden. Das Böse, was alle Völker Europens sich wechselseitig einander angethan, werden sie sich verzeihen, denn sie waren nur blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Unterdrücker. Aber Ihr habt keinen Fürsten, das Schlechte was bei Euch geschieht, habt Ihr, das Volk gethan. Und was schüzt Euch dann gegen gerechte Vergeltung? Euere Berge waren hoch genug, euere Arme stark genug, euch gegen die feilen Söldnerheere der Tyrannen zu schüzen; aber im Kampfe freien Völkern gegenüber, seid Ihr ein winzig kleiner Haufe.

Wenn Ihr glaubt, es sei gefahrloser die Menschlichkeit als die Fürsten zu beleidigen, täuscht Ihr euch. Dem einzelnen Menschen bringt seine Tugend oft den Untergang; einem Volke ist das Recht Schild und Schwert. Werdet Ihr ihm untreu, um zu klügeln, und liebäugelt mit der monarchischen Diplomatik, und laßt Euch von ihren Buhlerkünsten umstricken, dann wird Euch der jämmerlichste Wicht von Legationssekretär überlisten, und Ihr werdet der Spott Eurer Feinde. Dann, in Eurer jammervollen Lage werdet Ihr Euch an einen eurer alten Aristokraten wenden, der die Livree irgend eines Fürsten trägt, und werdet ihm die Hände küssen, daß er Euch mit seinem blauen Bändchen, seinem Französisch, seinen Bücklingen und seinen Pfiffen aus eurer Noth helfe.

Seid auf eurer Hut, vergeßt Oesterreich nicht, das nie vergessende. Für Oesterreich gibt es keine Vergangenheit. In seinem Grauen vor der Zukunft möchte es jede Gegenwart zer-

stören, welche der Zukunft als Brücke dienen könnte herüberzukommen. Die Vergangenheit, selbst die fernste, liegt ihm nur im Scheintode, und nicht ein halbes Jahrtausend vermochte seine Geduld zu ermüden, bei der ohnmächtigen zu wachen, bis sie wieder zum Leben komme. Seht euch vor Schweizer! In der Wiener Staatskanzlei liegt noch kein Staub auf den Akten Euerer Empörung, Geßler schreit noch immer um Rache, und Ihr habt gar manchen unter euch, dem gelüstete österreichischer Landvogt zu werden.

Die Erde ist Gottes Haus, keines Menschen. — Stark ist jedes Volk, das die Stärke hat seiner Größe. Es gibt schwache Männer und starke Kinder. —

Der Polen Betragen in Frankreich. Erst jezt klagt die französische Regierung; aber die Polen zeigten sich gleich anfänglich wie jezt. Doch damals war die Regierung noch nicht stark oder keck genug, der Sympathie des französischen Volks entgegenzutreten.

Die Schweiz fürchtet ſich vor dem deutſchen Bund, der ſich vor drei Polen fürchtet!

Polen nicht arbeiten — „Gaſtrecht verlezt.“ Das Land iſt dem Volke nicht den Regierungen — Aſyl betteln. Kein ächter Mann bettelt ſo wenig um Freiheit als um Brod. Er weiß das Eine und das Andere zu erwerben und weiß zu ſterben. —

Die Freiheit verfolgt man in den Polen zum Schrecken aller Völker. Man will das Volk verächtlich machen überall, zeigen wie es ſeine Vertheidiger verlaſſe, wie nur Regierungen ihr geleiſtete Dienſte zu belohnen wiſſen.

Ein Recht bleibt dem Unglücklichen: Das Recht zu leben, das kein Tyrann rauben kann. Mögen die Schweizer dies Recht nicht vergeuden, durch die Behandlung der Polen, das einzige, das Ihnen noch bleibt. —

Der Himmel iſt ein freies Dach.

Der Schweizerbote (Zschokke) „Die Schweiz und ihre Nachbarmächte" — jammert, daß die Trümmer der alten Aristokratenfaktion ihr Vaterland durch Verläumdungen, Korrespondenzen, öffentliche Blätter anschwärzen. „Die Polen, indem sie das in der Schweiz genossene Zufluchtsrecht mißbrauchten, haben den Genuß dieses Rechts verwirkt. Wer von seinen Feinden verfolgt, sich in mein Haus rettet, aber von hier aus der ihm gewährten Sicherheit, seine Gegner mit Schmähungen und Steinwürfen angreift, verlezt das Gastrecht. Ich soll gegen ihn mein Hausrecht gebrauchen." — Eifert gegen die Aristokraten und dann gegen die „Bewegungspartei" gegen die „radicalen" Blätter. — „Darin werden ohne Scheu auswärtige Fürsten und Regierungen verhöhnt und beschimpft." Sind sie denn so mächtig die Nachbarstaaten der Schweiz, die ganz gewaltig drohenden? Nein. So poltert die Feigheit, daß man das Herzklopfen ihrer Angst nicht ver-

nehme. So laut droht die Schwäche, um ihre Ohnmacht zu bedecken. Das bischen Macht, das langer Mißbrauch der Macht ihnen noch übrig gelaſſen, iſt ihnen kaum genug, ihr ſieches Daſein zu tragen, und ſich fortzuſchleppen zum nahen Untergange. Iſt etwa Oeſterreich mächtig, das die vier Millionen ſeiner Lombarden von hundert tauſend Bajonnetten und zehn tauſend Spionen bewachen läßt? Das, ſobald die Sonne untergeht, ſeine Lunten anzündet und mit Kanonen durch die Straßen Mailands patrouillirt? Das, ſobald der Morgen graut, ſeine Tyroler auf die Stadtthürme pflanzt, dort mit ihren ſcharfen Augen umherzuſchauen, ob von dem Lande der Aufruhr nahe? Oder iſt der König von Sardinien mächtig, der in dem Gequäcke der Fröſche von Savoyen Empörungs-Geſchrei vernimmt, Sumpflichter für Wachtfeuer anſieht, und gegen nackte Fiſcherbuben ſeine wohlbewaffnete Reiterei ausſchickt? Oder iſt der König von Baiern mächtig, der ſeinen

Thron für gefährdet hält, so lange noch ein einziger ehrlicher Mann im Lande außer dem Kerker lebt; der sich so staatsweise zeigte, die Schlachtopfer seiner Tyrannei und das Murren dieser Schlachtopfer aus allen entfernten Provinzen, in München zu vereinigen, damit das Konzert der Jammernden, recht vernehmbar, recht vollständig werde, und dem es so gelang, das Bier in den Adern seiner Altbaiern in wirkliches Menschenblut zu verwandeln? Oder ist der Großherzog von Baden mächtig, der Furcht vor der Schweiz und Unzufriedenheit mit ihr nur heuchelt, um einen Vorwand zu haben, sein Oberland mit Truppen zu bedecken, dessen Bevölkerung durch das preußische Mauthsystem zur Empörung gebracht werden könnte? Die Feindschaft aller dieser Mächte habt Ihr nicht zu fürchten, seid nur vorsichtig mit der Freundschaft Louis Philipps.

Begreift Ihr denn nicht, wie es den Wiz der Tyrannei kizeln muß, die Schweizer, welche zuerst das Fürstenjoch abgeworfen, mit den Polen, die es zulezt versucht, zusammenzuketten, und die Wiege der Freiheit zu ihrem Sarge zu machen? Polen in der Schweiz begraben — wahrlich das ist ein Spaß, bei dem alle Hofmarschälle Europens auffauchzen!

Dünkt Euch das Loos fürstlicher Unterthanen, alles Mark des Landes in die Hofküche zu bringen, so beneidenswerth; gelüstet Euch nach einer Civilliste, soll euer Volk lernen: die Fütterung eines Fürsten und seiner Gesellen sei „die erste und heiligste aller Staatsausgaben;" denkt Ihr so — dann, Ihr Machthaber der Schweiz, verjagt nur alle Flüchtlinge, die Schutz bei Euch gesucht, liefert sie ihren Henkern aus — die Hofküche, der Fürst, die Civilliste, werden bald über Euch herkommen. Jeder Verstoßene

läßt euch einen Fluch zurück und der Same wird Wurzel faſſen. Der Himmel auch hat ſeine Geſandten unter Euch, die ihm alles berichten, was Ihr thut, was Ihr vorhabt, und wenn Gott, der Euch ein halbes Jahrtauſend beſchützte, die diplomatiſchen Verhältniſſe mit Euch abbricht: das könnte noch gefährlicher werden als die Rückberufung des Oeſterreichiſchen Geſandten.

Wollt Ihr Menſchlichkeit und Staatsklugheit zugleich üben, wollt Ihr eines der heiligen Gebote des Völkerrechts erfüllen, dann gibt es ganz andere Fremdlinge in Eurem Lande, die Ihr verſtoßen ſolltet. Und dieſe jagt Ihr nicht ins Verderben, Ihr treibt ſie ihrem Glücke zu, denn in allen Königreichen der Welt finden ſie die herzlichſte Umarmung, den reichlichſten Lohn, das gedeihlichſte Fortkommen. Das ſind die Spione, die Euere reine Bergluft ver-

peſten, die das Straßenpflaſter von Genf, von Bern, Zürich, Baſel, Freiburg, Chur, Martigny, Luzern beſchmutzen; die Euere Schweizertreue zu vergiften, Euere Beamten zu verführen ſuchen, die Bürger gegen Obrigkeit, Obrigkeit gegen Bürger, Stadt gegen Land, Land gegen Stadt aufwiegeln; die Eure Häuſer anzünden, Mord und Straßenraub anzetteln, um was der Uebermuth der Tyrannei begangen, dem Uebermuth der zügelloſen Freiheit aufzubürden. Die verjagt aus Euerm Lande! Und Ihr möget ſie ſehr leicht erkennen, wenn Ihr wollt; denn ſie tragen Alle ein Kainszeichen auf der Stirne. Habet nur das Herz zu zeigen, daß Ihr ſie erkannt.

Baiern in ſeinen Zeitungsmanifeſten droht der Schweiz mit der Rache der deutſchen Regierungen, weil dieſe in Schweizer Tagesblättern geläſtert würden. Der Hanswurſt der heiligen

Allianz, den man auf ein Gerüſt vor der Bude des Wiener Congreſſes geſtellt, den Ariſtokraten-Pöbel auf der Gaſſe zu beluſtigen, ehe die Comödie anfängt — er verſchmäht es, gleich ſeinen Prinzipalen, die Schweiz von Ueberraſchung zu Ueberraſchung, von Verwicklung zu Verwicklung, von Nachgiebigkeit zum Nachgeben, von Nachgeben zur völligen Unterwerfung ſachte zu führen: er ſpielt gleich den Ausgang des Stücks und fordert blinden Gehorſam auf Einmal. Die großen Mächte verlangen die Vertreibung der politiſchen Flüchtlinge, Baiern fordert die Unterdrückung der Preßfreiheit.

Wie viele von den reichen und angeſehenen Familien, die aus Deutſchland nach Amerika auswandern, würden die Schweiz zu ihrem neuen Vaterlande wählen, wenn ſie nicht beſorgt wären, die Peſt des deutſchen Fürſtenbundes möchte ſich auch dorthin verbreiten.

Spaziergänge eines Wiener Poeten *).

Jupiters Blitze von der Hand einer Grazie umhergestreut. — Nie hat mich ein Buch so gerührt wie diese Spaziergänge eines Wiener Poeten. Wir Andern in allen Städten und Ländern klagen auch; aber wir klagen doch nicht allein. Es klagen viele mit uns. Tausend Gleichgültige gehen vorüber, und reichen uns keine Hand; aber sie gehen doch vorüber. Sie verstehen uns nicht; aber sie mißverstehen, sie hören uns doch. Berge ringsumher schallen unsern Weheruf zurück. Aber dieser trauernde

*) Geschrieben in Paris 1832. A. d. H.

Menſch auf einer menſchenleeren Inſel ausgeworfen, allein athmend in einer lebloſen Welt, rings umher eine Waſſerwüſte, kein Echo für ſeinen Schmerz, unter ſich das nahe Grab und über ſich nur der ferne Gott — es iſt etwas darin, das den tiefſten Grund meiner Seele bewegt, zu dem noch kein Gefühl hinab gereicht. Dieſes Buch hat die ſtillen Schauer in mir aufgeregt, die, ſeit ich Bürger geworden, durch alle meine Nerven rieſelten, ſo oft ich das Wort Oeſterreich hörte. Wahrlich ich komme mir vor wie das poſſierlich kleine Männlein, das in dem herrlichen Gedichte: Warum? ſich auf der Sprache garbenreichem unermeſſenem Erntefeld, ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum? So oft ich erfuhr, was man in Oeſterreich thut und duldet, frug ich leiſe, lispelnd, ſtille vor mich hin, ſeufzt ich: Warum? Warum? Fiele ich in Liſſabon als Schlachtopfer unter tauſend Schlachtopfern,

nun, da ſehe ich doch einen Tyrannen, der Luſt hat an unſerm Schmerze, einen Tiger der unſer Blut trinkt. Ich weiß warum. Aber in Oeſterreich iſt Tyrannei und ich ſehe keinen Tyrannen; Unterdrückung und ich ſehe keinen Unterdrücker; des Lebens koſtbarſte Güter werden geraubt und ich ſehe keinen Räuber, der ſie genießt, der ſie auch nur vergeudet. Warum? Knecht iſt alles. Knecht iſt der Kaiſer, wie der gemeine Soldat; Knecht der Miniſter, wie der niedrigſte Schreiber; Knecht iſt der Unterthan und Knecht iſt das Geſetz. Wo iſt der Herr? Mauer um Mauer gezogen, eine Mauer beſchüzt die andere — und warum? Was wird denn endlich beſchüzt? Ein ungeheures Gebäude aufgerichtet, worin die Menſchen, die es bewohnen ſollen mit eingemauert, als Karyatiden, als Säulen, Decke und Gewölbe tragend — warum? wer ſoll denn das Haus bewohnen? Des Lebens längſte Dauer, zu des Lebens höchſten Zweck zu machen, die friſcheſten ſaftigſten Völker der Erde, vom Baume

der Geſchichte pflücken, ſie in Eſſig einmachen, die Luft von ihnen abhaltend, ſie Jahrhundert nach Jahrhundert bewahrend — warum? Wer endlich wird denn das genießen? Wenn Oeſterreich hundert tauſend Jahre ſteht, hat es mehr gelebt als Athen, Piſa, Florenz in einem einzigen Jahrhundert? Und daß es Menſchen gibt, die das bewundern können! Wenn rings um Oeſterreich alle Länder beben, alle Völker übereinanderſtürzen, alle Throne wanken — doch Oeſterreich ſteht feſt — dann frohlocken ſeine Staatsmänner: Seht! bei uns iſt Ruhe, Friede, Ordnung; was habt ihr gewonnen bei eurem raſtloſen Streben? Gerechter Gott! So kann jeder Grabſtein ſpotten! „Du Menſch unter mir mit deiner ſtolzen Bruſt, mit deinem glühenden Herzen, was biſt du jezt? Staub, Aſche, Nichts. Als du lebteſt, haſt du mich mit Füßen getreten, ſchnell war dein Daſein und ich ſtehe noch immer, und laſte auf dir!“ Er ſteht noch der Grabſtein, er hat den Menſchen überdauert;

aber lebt er, hat er je gelebt? Heißt das Leben einen Raum einnehmen, iſt das Bewegung ſo viele Luft verdrängen? Und dauerte Oeſterreich noch Millionen Jahre, ein Erdbeben wirft es doch endlich um. Und widerſtände es allen Erſchütterungen, ſo verwittert es endlich doch. Wozu war es dageweſen? Und darum ein Volk zum Steine machen, daß es als Grabſtein über geſtorbene Völker prange! Es iſt ein furchtbares Natur-Geheimniß in dieſem öſterreichiſchen Staate, das ich nie ergründen werde. Einen ähnlichen Staat hatte die Geſchichte früher: Sparta; aber weil Sparta die Tyrannei noch beſſer verſtand als Oeſterreich, war ſeine Tyrannei minder ſchrecklich. In Sparta wurde keine Neigung, keine Kraft des Menſchen unterdrückt; ſie durften ſich alle frei entwickeln. Aber der Staat verſtand ſie alle zu bändigen, und ſie mußten ihm alle dienen. Doch Oeſterreich verſteht von den tauſend Kräften und Neigungen ſeiner Bürger nur hundert zu be-

zähmen, und die andern hunderte, die widerſpenſtig ſind und die es nicht beherrſchen kann — ſchlägt es todt.

Sein einziger Troſt in dieſem feuchten dunkeln Kerker, daß es ihm an guten Sohlen nicht fehle, dem Drucke der Luft zu entlaufen, auf Feld und Berg.

Rettung *).

Es war im Mai, an einem jener ſchönen Tage, wo der Menſch und die Natur ihre Schwüre wechſeln, und die geſchmückte Braut uns mit tauſend Reizen umſchlingt, und die Sorgen von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen ſchmeichelt, und unſere Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt und mit Blumen unſere Zukunft. Jeder Athemzug iſt ein Kuß, zurückgegeben vom Balſamhauch der Luft. Der Himmel regnet ſein Licht herab, und die warmen goldnen Tropfen fallen von den Bäumen auf die Erde nieder, und tauſend Gräſer und

*) Geſchrieben in Auteuil 1834. A. D. H.

Würmchen, tauſend Käfer und Blumen laben ſich daran.

Ich ſaß unter einer Eiche im Gehölze von Boulogne. Der alte Baum, ein erfahrner, geſchwätziger Neſtor, ſagte mir viele weiſe Dinge, und erzählte mir viele traurige und luſtige Geſchichten von andern Menſchen, die zu ſeinen Füßen gelegen, geliebt und geſcherzt, geweint und geſungen, und von einem Bettelſungen, der in ſeinem Schatten jauchzend einen gefundenen Pfefferkuchen verzehrt, und dann König geworden, und ſorgenvoll von goldnen Schüſſeln geſpeist. Ich horchte der Weisheit und der Erfahrung. Aber die Nachtigall im Gebüſche ſpottete bald mit ihren blühenden Liedern die welke Vergangenheit fort, und ich verließ die Weisheit und die Erfahrung, und folgte der Schönheit und der Hoffnung.

Kinder mit roſenlächelndem Geſichte ſpielten in meiner Nähe zu den Füßen ihrer Mutter, Wanderlehrlinge, und ſo oft ſie ihre kleinen

Schritte ſchwankten, war es wie Blumen, die der Wind bewegt.

Jezt jagten ſchöne ſtolze Frauen auf muthigen Pferden von huldigenden Männern begleitet durch den Wald. Reitet ſchnell, denn die Freude iſt noch ſchneller als das Pferd; bald überholt ſie euch!

Aber ein altes dürftiges Weib ſah den Reitern mit ihren angelaufenen gläſernen Augen nach und ſeufzte. Sie ſaß auf einem Erdhügel vor dem großen Kamine des Frühlings, in dem die Sonne brennt — ſeit ſechs Monaten das erſte Feuer, das ſie nicht mit Hunger bezahlt. Ach! ſo lange die armen Leute ihren Froſt ſtillen, ſchreit ihr Hunger; ſie verbrennen Brod, die armen Leute! Muß denn das ſo ſein?

Muß denn das ſo ſein? .... Ich hob das Buch von der Erde auf, das meinen Händen entfallen war, ein neues Buch, erſt an dieſem Tage erſchienen, das man mir aus der Stadt geſchickt. Und indem ich beſchäftigt war, ſeine

Blätter aufzuſchneiden, kam mir etwas in den Sinn, das zugleich lächerlich und traurig war. So ſizt der Menſch auf der Erde, mit dem Buche des Schickſals in ſeinen Händen, das am erſten Tage der Schöpfung ſchon geſchrieben war. Und der Menſch trennt deſſen zuſammengefaltete Blätter und lieſt darin, und jede Seite iſt ihm ein Jahr, jeder Band ein Jahrhundert, und was er geleſen, iſt ſeine Vergangenheit, was noch nicht, ſeine Zukunft. Und leſen nennt er leben, und das Buch glaubt er ſelbſt geſchrieben, die Geſchichten darin ſelbſt gethan zu haben; und er iſt ſtolz, und dünkt ſich groß, und dünkt ſich weiſe, weil er — leſen gelernt. Es wäre kindiſch; aber ach! das Buch iſt mit Blut geſchrieben, und das Schneidemeſſer ein Schwert, und der Menſch iſt ein Teufel. Wie gütig iſt die Natur, wie kurz ihr Zorn, wie ſchnell ihre Verzeihung! Und ſie zürnt nur um ihre Liebe zu würzen. Wie bald ſchmilzt ihr rauher Froſt in den Thauthränen

des Frühlings hin! Es sind wenige Tage, da stürmte noch der Himmel und fuhr die Menschen hart an; und jezt lächelt er ihm wieder und bittet dem Menschen alle Kränkungen ab, die er — von ihm empfangen!

Aber der Mensch! Wann kömmt der Mai der Völker? Hier zürnt ein König schon viele Tage, und immer düsterer wird der Himmel, immer nächtlicher der Tag dieses Landes. Dort geifern erboste Fürsten schon fünf Jahreszeiten, und sie drohen immer noch, strafen immer noch nicht, froh ihrer schleichenden Rache, froh der langen Erwartung. Und sie wezen immer noch ihren Haß, und finden ihn immer noch nicht scharf genug.

Der Himmel, auch wenn sein Herz erkaltet, schneit seine leichten Flocken, eine nach der andern, auf die Erde nieder, daß er seinen Menschen nicht zu wehe thue; aber die Fürsten, diese Affen des großen Gottes, häufen tückisch Flocke auf Flocke, bis sie zur Lawine werden, dann

ſtürzen ſie ihren Zorn herab, und Völker werden darunter begraben.

Wende deinen unſchuldsvollen Blick von mir, du holdes Kind; ich kann nicht mehr lieben, noch nicht. Ihr Nachtigallen ſingt dem Schäferknaben; eure goldnen Töne finden keinen Widerklang in meinem Ohr; es horcht nach dem Donner der Schlacht. Säuſelt mir keine Ruhe herab ihr Wipfel! Ich kann nicht raſten, ich habe keinen Frieden, ſo lang die Würger der Menſchheit aufrecht ſtehen.

Dort auf der Landſtraße kommen von St. Cloud her des Königs rothe Lanzenreiter. Staubwolken umwirbeln den langen Zug, und wenn durch eine geöffnete Wolke der rothe Schein der Röcke dringt, iſt es wie der Blitz des Geſchüzes durch Pulverdampf. Nebel und Blut, Trug und Gewalt!

Im Frühlinge werden alle Söldlinge in den Waffen geübt und gemuſtert. Die Fürſten wiſſen, es wird eine Zeit kommen, wo ſie weder

haſſen und morden — ſie kennen ihr Herz. Königen blüht kein Frühling, ihnen ſingt keine Nachtigall, ſie haben keine Kinder, ſie haben nur Erben und Sclaven.

Wann kömmt der Mai der Völker? Wie lange noch wird ihr Winter dauern?

Ich verzweifle nie, zweifle ſelten. Nie läſterte ich, wie viele: es iſt keine Hülfe! Nie fragte ich: wird Hülfe kommen? Aber ich fragte oft: woher kömmt uns Hülfe? Auf welchem Wege naht ſie uns?

Und ſie kam, die Hülfe, und der Weg ward mir gezeigt, auf dem ſie nahte, und ſchon ihr fernes Licht erwärmte mich, und mein Herz jubelte Mai-trunken. Und ich küßte das Buch, das uns Gott geſandt: „De La Mennais Worte eines Glaubenden," und der Zeiten gedenkend und der Zeit vergeſſend, las ich das Buch zu Ende. Die Sonne ſank, der Abend dämmerte, und je tiefer die Sonne ſank, je höher ſtieg

meine Hoffnung, und je dunkler der Abend dämmerte, je heller ward es in mir.

Die Wehen der Zeit wurden immer stärker, und als es Noth war, daß ein Geburtshelfer käme, schickte ihn uns der Himmel.

Wahrlich, dieses Buch ist ein goldener Schlüssel, der tausend stillstehende Herzen in Bewegung sezen, tausend abgelaufenen Geistern wieder Leben geben wird. Und was edle Menschen geträumt, werden sie erwachend als wahr erkennen und es fassen. Und was gute Menschen geglaubt, wird ihnen zum Wissen, und mit Zahlen, Maas und Gewicht ihr bestimmtes, sicheres, zu schäzendes Eigenthum werden. Und das kalte, bleiche, todte Wissen der Schriftgelehrten wird sich aus seinem Buchsarge erheben, und von der Liebe angehaucht, zu Fleisch und Blut werden, und lebend unter den Lebendigen umherwandeln, und nicht länger als ein Gespenst die Unwissenheit und den Aberglauben erschrecken.

Gepriesen sei De La Mennais, der uns den Nervenlauf der menschlichen Leiden gezeigt, und den kranken Völkern eine weise Lebensordnung vorgeschrieben. Gepriesen sei er, daß er uns die listigen Geheimnisse des großen Schachspiels aufgedeckt und das Volk belehrt, wie es nur eines, leichten Griffes mit seiner breiten Hand bedürfe, das todte Königsspiel über den Haufen zu werfen, und dann auf befreiten Feldern Korn, Früchte und Blumen zu säen.

Jezt faßt nur eure gewaltigen Beschlüsse, Ihr weisen Fürstenräthe in Wien! Mit der Vollmacht des Himmels in der Hand, werden wir mit euch rechten, und mit unserm Rechte in der Hand gegen euch kämpfen. Ihr habt des ersten und des zweiten Testaments gespottet, dieses dritten lacht ihr nicht.

Das aber wird das Schicksal dieses Buches sein, und so wird es kommen: Wenn sein Licht in die dunklen Gewölbe der Klöster, zwischen die Mauern der lichtkargen Kirchen, in die

Schlafzimmer der Fürsten und Staatsmänner bringt, werden die Fledermäuse und Eulen aufflattern, und die schlafenden Völkerwächter werden erwachen und erboßt sein, daß man sie aus dem Schlafe geweckt. Dann werden sie nach ihren Nachtwächtern senden, daß sie das ruhestörende Buch gefangen nehmen. Die Mächtigen und die Reichen, die das Buch gelesen, werden es verwünschen. Der Adel der Gelehrten wird es verspotten. Manchen unter den Gebildeten würde es gefallen, wäre nur keine Religion darin; aber mit etwas Glauben ist ihnen auch das kostbarste Wissen zu theuer bezahlt. Nach einiger Zeit wird man nicht von dem Buche sprechen und es vergessen. Und jezt beginnt seine Wirkung. Es wird in das Volk dringen, sich unter dem Volke verbreiten, von Hütte zu Hütte, von Hand zu Hand. Und sein Wort wird von Mund zu Mund, seine Lehren von Ohr zu Ohr, sein Licht von Auge zu Auge wandern. Und Millionen werden erstaunen, daß

ſie erſt jezt erkennen, was ſeit Jahrhunderten unter ihren Augen geweſen. Und Millionen werden erſtaunen, daß ſie erſt jetzt bedenken, was ſie ſchon längſt gewußt. Und dann wird ſich ein Herz an das andre, eine Hand an die andre ketten. Und die Kette wird immer länger und länger werden, bis das Volk ſeinen Rieſen-Kreis geſchloſſen und Ihr umringt ſeid. Dann rettet nichts mehr: —

„Das Thier, das von Fleiſch und Blut lebt.“

Und die Welt athmet frei.

Fragoletta.

— — — Ich habe in dieſen Tagen das wunderlichſte Buch von der Welt geleſen, einen Roman in Weingeiſt: **Fragoletta — Naples et Paris en 1799.** Es iſt ſchon vor drei Jahren erſchienen, in Deutſchland bekannt genug, gewiß auch überſezt. Im erſten Theile wird der Krieg der Franzoſen in Neapel geſchildert, dann die Rückkehr des Königs, die Furie Caroline von Neapel, Nelſon, die Hamilton, Schlachten, Mordgemezel, Banditen, Erdbeben, alle Schrecken der Menſchen und der Natur. Der zweite Theil ſchildert Paris um die nämliche Zeit, ſeine Geſchichte, Sitten und geſelliges Leben. Es iſt

alles mit Geiſt, Phantaſie, mit den lebhafteſten Farben geſchildert. Beſonders anziehend iſt die Beſchreibung eines Feſtes, das Ouvrard auf ſeinem Landgute gab. Da ſehen und hören wir: die Stael, Benjamin Conſtant, Talleyrand, die Recamier, alle ausgezeichnete Perſonen, die damals in Paris lebten. Und während des Feſtes kam die Nachricht, Buonaparte wäre von Aegypten zurückgekehrt. Dieſe Nachricht ſchlägt wie ein Bliz in die Luſtbarkeit. Einer ſchleicht ſich nach dem andern fort, nach Paris zu eilen. Ouvrard ſelbſt verſchwindet zuerſt. Tauſend Kerzen, hundert Muſiker, leuchten, ſpielen endlich nur den Wänden. Das alle iſt aber nur die Landſchaft, in der zwei Liebende ſpazieren gehen. Man höre und ſtaune was das für Menſchen ſind! Der Held des Romans iſt ein franzöſiſcher Offizier Namens Hauteville. Den führt der Krieg nach Calabrien. Dort lernt er ein junges Frauenzimmer Fragoletta kennen, erſt vierzehn Jahr alt, aber ſchon ſehr entwickelt.

Eigentlich ist sie verheirathet, an einen alten und ehrwürdigen Mann, der in den politischen Stürmen sich das Recht eines Gatten auf sie erworben, nur um sie und ihr Vermögen besser schüzen zu können. Er betrachtet und behandelt Fragoletta als sein Kind. Hauteville liebt sie bald, sie ihn auch. Der Alte vor seinem Tode legt die Hände der Liebenden in einander, und stirbt beruhigt, Fragoletta unter dem Schuze eines würdigen Mannes zu sehen. Diese ist jezt unabhängig. Hauteville will heirathen, sie will aber nicht, ob sie ihn zwar liebt. Warum nicht? Es ist nicht klug daraus zu werden. Und hat man hundert junge Wittwen schon nein sagen hören, diesmal kann man es sich nicht erklären. Hauteville ist sehr unglücklich. Einige Zeit darauf kehrt Hauteville nach Paris zurück. Dort lebt seine Mutter und Schwester. Als er in das Zimmer tritt, sieht er — Fragoletta, aber in männlicher Kleidung. Er ist versteinert, zweifelt, fragt. Fragoletta lächelt und sagt:

es wundere ihn gar nicht, daß er ihn mit seiner Schwester verwechsele, sie wären sich so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden wären. Er kenne Hauteville's Verhältnisse zu seiner Schwester, er habe Briefe für ihn und sie lebe gegenwärtig in Wien. Adriani heißt Fragoletta's Bruder. Hauteville bemerkt bald, daß zwischen Adriani und seiner Schwester ein zärtliches Verhältniß Statt finde. Er und seine Mutter haben nichts dagegen. Adriani ist reich, vornehm, an die ersten Pariser Häuser empfohlen. Hauteville eilt nach Wien seine Fragoletta aufzusuchen. Dort angekommen findet er sie nicht mehr und reist nach Paris zurück. Da findet er trostlosen Jammer in seiner Familie. Adriani hatte seine Schwester verführt, entehrt, und darauf die Flucht genommen. Hauteville eilt dem Verführer nach bis Italien, kann ihn aber nicht finden. Aber seine Fragoletta findet er, sehr betrübt, sehr herabgekommen. Sie weiß warum er kömmt, redet ihm zu, sich in sein Schicksal

zu finden, mit Blutvergießen werde doch nichts abgewendet und gut gemacht. Hauteville sagt, er suche nicht Adrianis Blut, es ließe sich ja alles noch ausgleichen, wenn er die Ehre seiner Schwester herstellte, indem er sie heirathe. Er erneuert gegen Fragoletta seine alten Empfindungen für sie. Diese weißt ihn ab. Er entdeckt endlich Adriani, macht ihm erst sanfte Vorstellungen, und da dieser taub dagegen bleibt, duelliren sie sich. Adriani stürzt und Hauteville verläßt Italien. Das Buch ist aus. Man merkt wohl es muß dahinter noch etwas stecken; aber das Wunderbare ist, daß der Held selbst dieses nie merkt und nie erfährt, was ihm das Schicksal für einen seltsamen Streich gespielt. Der Leser selbst erfährt es eigentlich auch nicht, aber er kann es errathen. Gleich im Anfange des Romans ist eine Scene, die im Antikencabinette zu Florenz spielt. Hauteville beschaut in Gesellschaft mehrerer Damen, worunter auch Fragoletta, die Kunstwerke. Die verschiedenen

Statuen und Gruppen werden kunstkennerisch besprochen. Endlich kömmt der berühmte Hermaphrodite an die Reihe. Die Damen, nach Art gläubiger Kunstkenner, sprechen ohne Verlegenheit und Schüchternheit von dem Werke. Nur allein Fragoletta schleicht sich davon. Hauteville schreibt das jungfräulicher Schamhaftigkeit zu und — das war es nicht . . . Fragoletta und Adriani, Bruder und Schwester, sind ein und die nämliche Person. Als Weib liebt Fragoletta Hauteville, als Mann dessen Schwester. Darum nannte ich Fragoletta einen Roman in Weingeist . . . . Gibt es nun etwas ausschweifenderes? Wie ist es möglich, daß ein Mann von so viel Geist und Sinn, wie der Verfasser von Fragoletta (de Latouche,) sich so verirren konnte? Und das ohne alle Noth, ohne allen Gewinn. Das Buch wäre eben so schön geworden, ohne jene tolle Phantasie, und brauchte man Liebende und ihr Unglück, hat die Liebe nicht Hindernisse genug, und mußte der Verfasser

gerade solche wählen, die man nicht überwinden kann, die zu besiegen so schändlich ist? Das Buch hat hier bei seiner Erscheinung sehr gefallen. Ich kann mir das denken; für die verschlemmten Pariser war das Teufelsdreck.

Volupté, par Sainte-Beuve.

Deux Volumes.

(1834.)

Die französischen Romane, die guten wie die schlechten, kann man trinken, so leicht und fließend ist die Schreibart. In dem Romane aber, von welchem hier die Rede ist, muß der Leser erst den Styl zermalmen. Es kömmt eben daher, weil dem Verfasser, wie allen Franzosen, die Philosophie der Empfindungen noch etwas fremdes ist, deren Substanz sie noch nicht flüssig bekommen konnten.

Sonderbare Entwickelung des französischen Geistes, der erst Schmetterling war, ehe er zur Puppe wurde.

Held spricht von seiner Reue und Buße, ehe man seine Sünden erfährt.

Man liest den Roman so langsam, als wäre es ein wissenschaftliches Werk.

Die Geschichte ist so schwer beladen mit Philosophie und Moral, daß sie nicht von der Stelle kömmt.

Der Roman hat unübersehbar breite Strecken bedeckt mit dem Heidekraut einer frucht- und schattenlosen Liebesphilosophie, und man muß oft lange lesen, ehe man wieder Häuser und Menschen findet. Welche mühselige Wollust! wird mancher Leser nicht selten ausrufen.

Den Rezensenten von Gottes Werken (Roman) der Mensch, Roman oder Geschichte? hat man nie gefragt.

Glücklicherweise vergißt der Verfasser oft seine Drohung, uns eine Biographie (Psychologie) der Wollust zu geben, und so oft er sich ihrer erinnert, fertigt er sie kurz und verdrießlich ab.

— Der Held, weit entfernt voluptueux zu ſein, iſt merkwürdig keuſch. —

Der Held, ein unglücklicher Meteorolog der Seelenwitterung, der beſtändig nach Barometer und Thermometer ſieht, und darüber verſäumt gutes Wetter zu genießen, gegen ſchlimmes ſich zu decken. — Ein Deutſcher gewinnt nichts aus dem Romane; er hat für ihn nur ein hiſtoriſch-politiſch-geographiſches Intereſſe, die Bedeutung nämlich, daß er einen Franzoſen zum Verfaſſer hat. — Erzählt feierlich und zerknirſcht wie er zum erſtem Male in Paris ausgezogen mit dem feſten Vorſatze, an dieſem Tage ſeine Unſchuld zu verlieren. Dieſes geſchah nach ſeinem zwanzigſten Jahr. — Moraliſche Luſtſeuche. — Sein Reuejammer, gewöhnlich verziert mit lateiniſchen Frucht- und Blumenſtücken aus der Bibel und den Kirchenvätern.

1 Vol. Es kann noch dahin kommen, daß die franzöſiſche Nation eine Betſchweſter wird.

— Glückliche Unſchuld, beneidenswerthe Unwiſſenheit! —

2 Vol. Vor dem Schluchzen des Büßenden hört man ſeine Bekenntniſſe nicht. — Man kann ſchon hart, tief fallen, und das erzählen; man findet Verzeihung, Mitleid, erregt Erſtaunen; man muß aber verſchweigen, daß man auf einen Miſthaufen gefallen.

Sein Herz leidet an mehreren Weibern, von welchen er die Eine liebt, die Andere geliebt hat, die Dritte geliebt hätte, von der Vierten geliebt wird — kurz, er leidet an allen Conjugationen dieſes regelmäßigen Zeitworts. Das wäre nur etwas ganz gewöhnliches; aber in ſeiner Noth ruft der Held oft den heiligen Namen Gottes an: o Dieu! — und bringt vor dieſe höchſte Inſtanz kleine Streithändel, die vor den Friedensrichter gehören. Nur noch wenige Franzoſen kennen die Gerichtsordnung Gottes. — Der zweite Band, klarer, beſſer,

interessanter als der erste, weil da die Sünden zu der im ersten Bande pränumerirten Reue abgeliefert werden. — Der Held erzählt sein Leben einem jungen Freunde zur Lehre und Warnung. Er kann den Eindruck nicht verfehlen. Wäre der Weg des Lasters immer so beschwerlich, die Sündigen immer so langweilig, würde jeder die Tugend zum bessern Zeitvertreibe ergreifen. — St. Paul, St. Augustin, Mare-Aurel, Bossuet als Beweisstellen der Wollust. — Der Verfasser, bei all seinen sauern Bemühungen, das Geheimniß der menschlichen Natur zu ergründen, kömmt nicht tiefer als bis zur zweiten Schicht der Physiologie. — Der Festungskrieg der weiblichen Koketterie und das alle so weinerlich. — Die Stecknadeln der weiblichen Koketterie. — Zu wenig gesündigt, um ein Heiliger zu werden. So wohlfeil erkauft man kein seliges Leben.

Behüte uns der Himmel, daß wir je eines so tugendhaften Bestrebens spotten sollten, sei

auch das Bemühen noch so ungeschickt. Ja, in diesem Kinderlallen, in diesen ängstlich geheimen Versuchen, ist etwas rührendes. Aber ein Lächeln darf man sich doch erlauben, wenn man wahrnimmt, wie die Franzosen endlich einsehen, daß, und begreifen warum ihr Wissen bis jezt wurzellos gewesen, und darum all ihr Thun seit einem halben Jahrhundert fruchtlos geblieben; und wie sie mit Dank und Erstaunen von dem Christenthum reden, als von einer neuen Welt, die erst jezt entdeckt worden wäre.

Die Liste und Schelmereien der Versuchungen, den Gerechten straucheln zu machen, und den Büßenden von der betretenen Bahn der Tugend abzulenken.

Ueber das Christenthum. Der Verfasser lobt es sehr. Nimmt endlich die Priesterweihe, und so endigt die Geschichte, daß er das Weib seiner reinsten Liebe, als Priester tröstend, bis an die Schwelle des Todes begleitet. —

Wir Deutſche haben das alle beſſer, oder vielmehr wir haben das ſchlimmer. — Demuth der Menſchheit, Hochmuth der Menſchen. — Gottesfürchtige, gottergebene Menſchen, wie ſie ſich nicht ertragen. —

Shakespeare, der beſte Ueberſezer dieſes unſterblichen Werkes: Der Menſch, und ſonderbar, die Deutſchen haben den Ueberſezer gelobt und das Original getadelt. —

Die das Buch in die Hände nehmen oder wegwerfen, angelockt oder abgeſchreckt durch den Titel, die täuſchen ſich, die Einen wie die Andern.

Alte Nationen haben viele Aehnlichkeit mit alten Weibern.

Steht ſeiner reinſten Liebe, der Frau eines Andern, als Prieſter in der Todesſtunde bei. Beichte. Communion. Letzte Oelung. — Die Krankheiten der Seele und des Herzens heilt man wie die des Körpers ſchwer und ſelten mit Arzeneien, ſondern durch Lebensordnung. —

Hamann*).

Hamann, gleich noch andern früheren, gleichzeitigen und ſpätern deutſchen Philoſophen, wendete eben ſo viel Wiz und Scharfſinn an, den Glauben an die heilige Schrift und deren Offenbarungen zu vertheidigen, als die gleichzeitigen franzöſiſchen Philoſophen angewendet, ihn anzugreifen. Aber Wiz und Scharfſinn ſind Waffen gut zum Angriffe, doch nicht zur Vertheidigung des Glaubens. Wer die Dunkelheit beleuchtet, um zu lehren, was ſie ſei, der zerſtört ſie. Hamann ſucht den Zwiſt des Ver-

*) Geſchrieben in Auteuil 1834. A. d. H.

ſtandes mit dem Glauben zu ſchlichten, ohne daß einer dem andern einen Schritt entgegenzukommen, ohne daß ſie von ihren wechſelſeitigen Anſprüchen das Geringſte aufzuopfern nöthig hätten. Ein verzweifeltes Unternehmen. Der Glaube iſt Licht für das innere Auge, Muſik für das innere Ohr. Einer tauben und blinden Seele erklärt man das durch Worte nicht.

Hamann hat ein ſo kindliches Vertrauen zu Gottes gütiger und väterlicher Führung, daß er von 300 Pfund Schulden redend, die er in London gemacht und die ihn ängſtigen, ausruft: „wie ſollte es Gott auf eine Kleinigkeit ankommen? Die 300 Pfund ſind ſeine Schulden.“

Die deutſche Sprache zur Zeit Hamanns hatte etwas von den Sitten, Kleidern, Trachten und Moden der damaligen Zeit, wie ſie auch in Frankreich herrſchten. Es fällt uns etwas ſchwer, einen geiſtreichen Mann mit einer Allongeperücke, wie ſie Voltaire trug; eine große tragiſche Schauſpielerin im Reifrocke zu finden.

Hamanns Geist scheint von seiner Sprache maskirt.

Hamanns Schriften. Gold mit Schlacken, ohne Geschmack, ohne Form.

Die Manigfaltigkeit der Kenntnisse der deutschen Schriftsteller und ihre Belesenheit in der Literatur aller Völker und Zeiten, gibt ihnen, wenn sie Dichter und Humoristen sind, eine große Bildung aus allen Zweigen des Wissens, so daß man gelehrt sein muß, die Spiele ihres Wizes zu verstehen. So Hamann. Sie sind so bekannt mit jenen Kenntnissen, diese sind ihnen so häuslich und alltäglich geworden, daß sie ganz vergessen, daß es gebildete Leser geben kann, die dieses nicht verstehen.

Hamanns Worte reichen nicht für seine Gedanken, nicht für sein Denken hin.

„Die Dämmerung des Ausdrucks". Glückliches Wort Hamanns, das man auf seine Schriften anwenden kann.

Hamann lebt nur in der Bücherwelt. In

seinen Schriften ist so viel von Büchern die Rede, als in den Memoiren der französischen Schriftsteller von Menschen.

Den deutschen Gelehrten ist die Welt ein Buch, wozu die Wissenschaft den Text, das Leben die Notizen liefert.

Hamanns Schriften haben einen Vorzug, der oft den Werken der berühmtesten Schriftsteller fehlt, um ihnen die äußerste Vollendung zu geben; ein Vorzug, den jeder Schriftsteller sich aneignen sollte und könnte, weil weder Talent noch Geist dazu gehört, sondern nur Klugheit oder Bescheidenheit; ein Vorzug, der auch eine schlechte Schrift vor strengem Tadel und den Leser einer langweiligen Schrift vor Langerweile schützt — die Kürze.

Es gibt unter den deutschen wenige philosophische Schriftsteller, die man unmittelbar genießen kann, die dem Geist eine schon zubereitete Nahrung geben. Die Vollendetsten geben uns Mehl, das man erst zu Brod backen, die

minder Vollendeten Getraide, das man erst mahlen muß. Hamann aber gibt uns dieses nicht einmal. Die Bedürfnisse unseres Geistes zu befriedigen, gibt er uns die Arbeit. Er ist ein scharfer Pflug, und wenn man ihn gelesen, und in die Furchen, die er in unserem Geiste gezogen, gesäet hat, wird man der Aerndte froh. Seine Gedanken bereichern uns nicht, aber sein Denken.

Hamann hat oft Artikel gegen seine Rezensenten. Die Schimpfreden deutscher Kritiker und Antikritiker sind riesenhaft. Die Zänkereien der homerischen Helden sind artiges Hofgeschwäz damit verglichen.

Hamann mußte von seinen Rezensenten, die ihn nicht verstanden, oft den Vorwurf hören: er habe nur wizig seiu wollen, so wie den der Dunkelheit. Hamann in seinen Antikritiken, sucht sich deutlich zu machen, aber ohne Erfolg. Er gebraucht eine Blendlaterne, wobei er sieht, aber kein Anderer.

Es gab mehrere solche Geister wie Hamann, die wie Blize in die dunkle Nacht ihrer Zeit herabfuhren, aber nicht dazu dienten, sie zu erhellen, sondern nur zu erfrischen.

Frau von Genlis ließ ihre Zöglinge mit bleiernen Schuhen große Fußwanderungen machen, damit ihnen hierdurch weite Fußreisen in gewöhnlichen Schuhen zum Spiele würden. Ich würde aus gleichem Grunde den Franzosen, die sich mit der deutschen Literatur bekannt machen wollen, um sich gegen alle Ermüdung abzuhärten, rathen mit Hamann den Anfang zu machen.

Hamann lebte und wirkte gleichzeitig mit Rousseau, Voltaire, und sie gehörten zwei an einander grenzenden Völkern an. Wenn man aber das Leben und Wirken Hamanns und anderer deutschen Schriftsteller mit dem der franzöſischen des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht sollte man nicht glauben, daß Jahrhunderte oder das Weltmeer sie getrennt? Welche Noth, Armuth und Verborgenheit bei den Deutschen,

welches Wohlleben, welcher Glanz und welches Ansehen bei den französischen Schriftstellern! Auch viele der lezten litten und hatten mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, aber sie besiegten endlich immer ihre ungünstigen Verhältnisse, und hatten in ihren Kämpfen immer Waffenbrüder zur Seite. Und welch' ein Unterschied zwischen den Widerwärtigkeiten eines deutschen und eines französischen Schriftstellers. Der erste focht im Dunkeln, keiner war Zeuge seines Muths und seiner Wunden, und alle seine Leiden wurden lebendig begraben. Der französische Schriftsteller, der Verfolgungen und Noth litt, hatte ganz Paris zum Zeugen. War er wie Rousseau unglücklich, ein Bettler, ein verkannter Biedermann, so spielte er seine Lebensrolle, gleich dem Glücklichen, dem Reichen, dem beliebten Voltaire, auf der nämlichen Bühne, beim Schein derselben Lichter mit ihm. Welcher Luxus in der Noth Rousseaus, welche Armuth in der Hamanns! Der französische Schrift-

steller litt wie ein König im Kerker, den sein Feind, der ihn gefangen hielt, in den Hungerthurm sperrte; der deutsche hungert wie ein armer Taglöhner. Der französische ging im Sturm unter, der deutsche ertrank in einem Mühlbache.

Rousseau, Juge de Jean-Jacques. Dialogues.

Motto: „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis (Ovid) — Il confia le premier dialogue à Mr. Brook-Bothby. Ce manuscrit ne fut point imprimé du vivant de l'auteur. — Il les acheva en 1776.

Du sujet et de la forme de cet écrit. „J'ai souvent dit, si l'on m'eut donné d'un autre homme les idées qu'on a donné de moi à mes contemporains, je ne me serais pas conduit avec lui comme ils font avec moi.“

Rousseau konnte das Geheimniß nicht errathen, warum er so allgemein verkannt, gehaßt, verspottet, verfolgt wurde. In dieser Schrift wollte er sich anatomiren; aber das ist alles

vergebens. So lange die Seele athmet, kann man nicht aus dem Fleiſche und der Haut heraus. Während dem Leben iſt jede Selbſtvertheidigung eines verkannten Menſchen unnüz, nach dem Tode überflüſſig. Die Vertheidigung vermehrt nur die Beſchuldigung der Gegner, denn der Angeklagte kann nicht unterlaſſen ſeine Natur im Kriege noch mächtiger als im Frieden hervortreten zu laſſen. —

Man muß nicht fragen: woher kömmt es, daß ſo viele edle Menſchen aller Zeiten verkannt, gehaßt und verfolgt wurden, und die Liebe und Achtung, die ihnen gebührte, den Ausgezeichnetſten unter den Schlechten zugewendet wurde? — Nicht darüber muß man ſich wundern. Das war nie anders, das wird nie anders ſein. Leidenſchaften ſind die Wolken, welche die Sonne der Wahrheit verfinſtern. Aber man muß fragen, woher kömmt es, daß dieſe Verkennung oft ſo lange dauert, und ſelbſt das Leben eines Menſchen überdauert. Das geſchah nicht

in den alten Republiken, wo das Volk immer schnell von seinem Wahnsinn zurückkam, weil die Führer, die es irre führten, nur die Macht übten, die ihnen Glück oder Gunst oder Geisteskraft gab, die bald endete. Wo aber die Macht ein Recht ist, das Recht ein Besitz, und erblich; da wo Vorurtheile in einem Stande befestigt, durch Gesetze bewacht werden, wo der Einfluß der Individuen aufhört, da enden die Vorurtheile nie.

Rousseau hielt den Menschen für gut. Da er nun aller Orten und Länder auf gleiche Weise wie in Paris, Spott und Verfolgung fand, da er überall verkannt worden auf gleiche Weise, weil er überall der nämliche blieb, überall beleidigte durch seinen Stolz der Tugend, hielt er das für eine organisirte Verschwörung, die aus dem Hauptquartier seiner Feinde geleitet worden. — Er vergaß, daß die Menschen sich überall gleichen, daß von den

Waſſertropfen, die eine gemeinſchaftliche Quelle haben, es keiner Verſchwörung bedarf. —

Rouſſeau hielt's mit keiner Parthei, und das in Paris! Er hätte in der Einſamkeit leben ſollen, dann hätte er alle Verfolgungen vermieden. Wer in der Geſellſchaft lebt, muß flüſſig ſein, wer hart und unauflösbar darin herum ſchifft, wird hin und her geſchwemmt, ſinkt zu Boden, oder wird fortgeſpühlt.

Rouſſeau konnte keine Wohlthat ertragen, die Feſſeln der Erkenntlichkeit waren ihm unerträglich. Er ward der Feind ſeiner Wohlthäter.

Der üble Einfluß der Armuth auf den Charakter eines reichen Geiſtes macht mißtrauiſch. — L'historien du coeur humain nennt ſich Rouſſeau ſelbſt und mit Recht.

Das Herz, das Vaterland des Menſchen.

Rouſſeau, dem wie die Ohren, ſo das Herz ewig ſauſte. — Wer das nicht kennt! Leiden — Störungen. — Man glaubt, ſie kämen von außen, aber ſie kommen nicht von außen.

Paris, den 5. Dezember 1834.

Marat, Danton und Robespierre gegenüber, kommen mir die Nußknacker des Frankfurter Comité du Salût Public sehr lächerlich und unschädlich vor, und ich würde mich gar nicht fürchten, ihnen meine Hand in den Mund zu stecken. Zu gut zu morden sind sie auf keine Weise, und sie würden gern den Schrecken gebrauchen; aber feig, wie sie sind, fürchten sie, er möchte ihnen plazen in der Hand: das macht sie zahm. Die Langeweile ist ihre Guillotine — wohl eine scharfe Schneide für zarte Seelen. Aber unsere guten Deutschen können das ertragen, das rizt ihnen die Haut

nicht, denn ſie haben einen jochgewohnten, abgehärteten, ſchwieligen Nacken. Und ſie ſind auch nicht wehrlos gegen ſolche Waffen, ſie haben auch ihre Guillotine und können ſich rächen. Ich möchte einmal dieſe beide Langeweilen im Zweikampfe einander gegenüber ſehen; ich möchte dabei ſein, wenn künftig die Stellvertreter des Volks und die Stellvertreter der Regierungen, die ſich in den Kammern nicht haben vereinigen können, ihren Streit vor die Bundesverſammlung bringen, und die Entſcheidung dieſer gleich einer Aloe-Blüthe, nach ſieben Jahren mit einem Knalle hervorbricht! Wie da die drei Parzen des deutſchen Lebens die Sachen drehen, ſpinnen, und endlich durchſchneiden werden! Wie ſich da die deutſche Staatsweisheit, dieſe Todfeindin aller Aphorismen, breit und ſchwer machen wird, ſo daß ſchon nach dem erſten Jahr die Nachbarn des Taxisſchen Hauſes bei dem Bauamte klagen werden, der deutſche Bundestempel drohe Einſturz, und man ſolle die Mauern

ſtüzen! Das ſchläferige Weſen wieder einzuführen, war der Hauptzweck jener Beſchlüſſe des Congreſſes von München-Gräz; man wollte den jungen deutſchen Volksvertretern den alten Puls des Regensburger Reichstags beibringen, und man wird dieſen Zweck bald erreichen. Keiner verliert dabei als das deutſche Volk; denn ſeine uns wohlbekannten ſo freiſinnigen, muthigen und ſtandhaften Fürſprecher, werden in dem Anwachſen ihrer Collegien-Hefte und der Vermehrung ihrer publiziſtiſchen Citate reichen Erſaz für die Verminderung ihrer Bücher finden.

Des alten Buches zweiter Theil.

Eine Käs-Novelle (Käse-Mährchen)

von

Ludwig Börne.

(1835.)

Ein geneigter Leser unterscheidet sich von einem ungeneigten nur durch den Grad des Winkels, den er mit dem Buche oder dessen Verfasser bildet. Der geneigte Leser bildet einen spizigen, der gleichgültige einen rechten, der ungeneigte Leser einen stumpfen Winkel; woher es auch kömmt, daß Schriftsteller von Verstand ihre feindlichen Rezensenten stumpf nennen. Aus diesen mathematischen Säzen könnten für die deutsche National-Literatur, besonders für die romantische Poesie die wichtigsten Folgerungen gezogen werden. Es ist aber gegenwärtig

nicht meine Absicht diese zu erörtern. Es genügt mir einige nüzliche Wahrheiten gleich voran aufgestellt zu haben; denn jeder gewissenhafte Schriftsteller sollte, so oft er ein neues Werk beginnt, bedenkend die Ungewißheit aller menschlichen Dinge, und daß er auch bei dem besten Willen dahin geführt werden könne, unnüze, einfältige und schädliche Sachen zu schreiben, gleich im Anfange irgend einen Nuzen für die Leser sicher stellen.

Ich kann jezt beruhigt fortfahren. Der ungeneigte wie der geneigte Leser werden es nicht weniger logisch und dankbar als landwirthschaftlich finden, daß ich künftiges Mährchen, welches ich eben zu dichten anfange — denn seit mich Athelstan Tieck scheel angesehen, und der Hanns in mich gefahren, halte ich mich für einen Dichter, wenn auch nur für einen classischen — daß ich es ein Käse-Mährchen nannte. Mit Recht wurde es so genannt, weil es aus der Butter-Novelle entstanden ist,

gemacht und verfertigt worden, womit Tieck die Urania von diesem Jahre verziert hat. Geschmackvolle Leser könnten mich fragen: warum ich meine poetische Production statt Käsemährchen nicht lieber Mährchen-Käse genannt, und warum ich von Tiecks Poesien redend, nicht treffender Novellen-Butter als Butter-Novelle gesagt? Auf die erste Frage weiß ich nichts zu antworten, denn ich fühle, daß ich Unrecht habe; auf die andere aber erwidere ich: daß hier nicht von Tieck's gewöhnlicher Novellen-Butter, sondern von einer potenzirten, von einer eigentlichen Butter-Novelle die Rede sei, welche unter dem Namen: das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein, im genannten Almanache zu lesen ist. Noch eine dritte Frage könnte man an mich richten: warum ich für nöthig gehalten, aus Tieck's Novellen-Butter Novellen-Käse zu machen, da Alter und Säure jene Butter selbst schon zu Käse gemacht? Diese große Frage zu erörtern ist aber jezt nicht

Zeit, ich werde sie umständlich in dem siebenten und achten Theile meiner Briefe aus Paris besprechen, die nächstens in der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt erscheinen werden, die aber nicht für den Pöbel in den Buchhandel kommen, sondern blos für die verehrten Mitglieder des hohen deutschen Bundes pro Dictaturo gedruckt werden, wobei also Herr Ludwig Tieck in Dresden nicht zu kurz kömmt.

Ich hatte anfänglich das Käse-Mährchen der Urania von 1836 zugedacht; aber zwei Zweifel, die bald in mir aufstiegen, brachten mich von meiner Entschließung wieder ab. Die verdrießliche Kakophonie in zwei Zweifeln hat mir Hanns eingeblasen; sie thut mir leid, aber Hanns ist unwiderstehlich. Das erste Bedenken war: der Komet, der im Herbste dieses Jahres erscheint, und der mit seinem furchtbarem Schweif aus Dunst und Wasser an der Erde so nahe vorbei streicht, daß zu befürchten ist, die deutschen Almanache werden nicht mit

ihm zu konkurriren wagen und im nächsten Jahr gar nicht erscheinen. Das zweite Bedenken war: ich wußte nicht, ob Herr Tieck und sämmtliche Dienerschaft der Urania, sowohl die Stahlstecher als die Poeten und Prosaisten, ihr Werk und Bilder selbst verantworten müssen gegen den Bundestag und seinen Wohlfahrtsausschuß, oder ob sie unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung stehen und schreiben. Wäre ich des leztern gewiß gewesen, hätte ich mir es zur großen Ehre gerechnet, mich unter das Gefolge der Urania zu mischen; denn es gibt nichts Ehrenvolleres für einen ächten deutschen, tapfern, kühnen, unabhängigen, freisinnigen, stolzen Mann, als sich mit seinen Meinungen, Gesinnungen und Reden unter die Vormundschaft eines Buchhändlers zu stellen. Aber ich war dessen nicht gewiß, fürchtete meine Worte selbst verantworten zu müssen, und dieser Gedanke ist mir unerträglich, ja er könnte mich rasend machen. Zu antworten, statt zu fragen — pfui!

Auch werden mir meine erbittertſten Gegner die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich immer nur unverantwortliche Sachen geſchrieben.

Möchte mich doch Einer das Geheimniß lehren, wie Oberon-Tieck die anatomiſche Unmöglichkeit zu Stande gebracht, ſich ſelbſt zu umarmen und ſich hierdurch zum großen Dichter zugleich zu machen und zu erklären! Auf dem gewöhnlichen oſteologiſchen Wege iſt dieſes gar nicht zu erreichen. Aber ein König der Elfen iſt wie ein König der Menſchen; er erlaubt ſich alles, weil ihm keiner wehrt. Seine gute brave Haushälterin, die ſeine Küche beſorgt, ihm wollene Strümpfe ſtrickt und den Rücken mit einem Lappen Flanell reibt, erhebt er zu einer Gloriane, zu einer Titania. Eine dürre proſaiſche Seele, voller Menſchenfurcht und Philiſterbedenklichkeiten, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Gott und ohne Hoffnung, krönt er zum Dichterfürſten, und wenn ſich einer erkühnt, dieſer Fürſtlichkeit wie jeder andern zu ſpotten,

ſchimpft er ihn einen unterirdiſchen, bucklichen, krummbeinigen, ſtotternden Gnom, der von Dingen ſpricht, die ihn nichts angehen, und die er nicht verſteht.

Aber weder Wachler, noch Menzel, noch ſonſt ein deutſcher Literatur-Hiſtoriker hätte es nur drei Tage vorherſehen können, daß ich mit Meiſter Ludwig Tieck ein romantiſches Verhältniß anknüpfen würde — ich, der gegenwärtigſte aller Menſchen, die ſich je in den Straßen von Paris umhergetrieben haben. Denke aber darum keiner ſchlimm von mir, weil ich ſo gegenwärtiger Natur bin; meine ſchwache Verdauung iſt Schuld daran. Ich habe ſchon vor vielen Jahren die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht, daß alle ausgezeichneten romantiſchen Dichter unſeres Vaterlandes zugleich ausgezeichnete Eſſer und Trinker ſind und waren; ja, wenn es nicht unſchicklich wäre, könnte man ſie Freſſer und Säufer nennen. Auch werden ſie, wenn ſie einſt vor Gottes Richterſtuhl ſtehen, und der

Herr sie fragen wird — nicht, was habt Ihr gethan für euer Volk? denn ihm ist wohlbekannt, daß sie Sklaven waren und ihnen die Hände gekettet, wie uns Allen — aber sie fragen wird: was habt ihr gelitten? — werden sie nichts zu antworten wissen als: die Gicht, die Rückenmarkdürre, das Asthma, die Nervenschwindsucht — und der Herr wird sich ihrer elenden Seelen um ihrer elenden Leiber willen erbarmen.

In meiner Jugend, da ich noch einen guten Magen hatte, gefielen mir Tieck's romantische Dichtungen ungemein, ja sie entzückten mich oft; und vorgestern, da ich von Tieck's frischer ungesalzener Novellen-Butter kostete, konnte ich sie nicht vertragen. Es kann aber auch sein, daß die Veränderung meines Geschmacks nicht aus dem Unterleibe, sondern daraus entspringt, daß ich älter und Tieck alt geworden. Es ist auch möglich, daß es eine Selbsttäuschung gewesen, als ich glaubte, Tieck's romantische Dichtungen

hätten mich einst entzückt. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß damals, als dieses geschah, ich, so oft ich ein Buch von Tieck (wie ohne Unterschied auch jedes andere) in die Hand genommen, ich immer kurz vorher getrunken hatte, und zwar mehr viel als gut. Entweder sogenannten alten Malaga bei Sioli, oder Hoppelpoppel bei Schelling (nicht dem Naturphilosophen, sondern dem Kuchenbäcker auf dem Markte) oder Franzwein im Ring, oder Cognac auf meiner Stube, oder irgend etwas Anderes, irgend wo anders. Es ist also möglich daß, was ich damals für Entzücken gehalten, nichts anders gewesen sei, als die Begeisterung, die ich aus dem Alkohol geschöpft, und womit ich als Weihwasser den hochchristlichen und tiefromantischen Tieck besprengt hatte. Vielleicht aber ist dieses alle nicht und ich thue mir unrecht.

Vielleicht wäre ich heute noch so romantisch und buttergesinnt, wenn ich nicht seit vier Jahren in Paris wohnte, dieser vermaledeiten Stadt,

in der Kaiser Oktavian und die heilige Genoveva selbst, schon nach einem Aufenthalte von drei Tagen, ihren eigenen leiblichen Vater auslachen würden.

Herr von Raumer in England
und
seine Genoſſen in Deutſchland.

Wie beneide ich den edlen Donquichotte um ſeinen ruhmvollen und glücklichen Wahn! Er kämpfte mit Windmühlen, freilich; aber er glaubte doch gewaltige Rieſen zu bekämpfen. Ich aber fechte mit Windmühlen, und weiß, daß ich mit Windmühlen fechte, und muß doch mit ihnen fechten. Denn was ſie mahlen, ſind die Gebeine eines Volkes, und was ſie herausbringen, iſt die Speiſe für das unerſättliche Thier, das von Fleiſch und Blut lebt, und was ſie klappern, iſt die Lüge, und was ſie

gewinnen, ist eine Meze Dienstbarkeit. Wer aber nicht weiß, was eine Bockmühle ist, der weiß nicht was ich leide. Nur wer Herrn von Raumer kennt und seines Gleichen, der kennt meinen Schmerz, denn er weiß, was eine Bockmühle ist. Eine Bockmühle, oder eine preußische Windmühle unterscheidet sich von einer gewöhnlichen holländischen darin, daß, während leztere nur mit dem Dache und den Flügeln, erstere mit dem ganzen Gebäude sammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann. Und jezt bedenkt, was nicht all für Zeug in dem historischen Raumer steckt, und was sich alle mit ihm dreht, wenn er sich dreht, und was es einem festen und stolzen Herzen kosten muß, sich von solchen Windmühlen anschwindeln zu lassen. Wäre es die Liebe nicht, die mich treibt, die Liebe, die nicht rechnet, ich bliebe weit von ihnen. Denn was wäre zu gewinnen in solchem Kampfe? Ruhm nicht, denn es ist keine Gefahr dabei, und den Ekel zu

beſiegen, das iſt kein Heldenthum; Ehre nicht, denn ich ſtreite im Dunkeln; und Vortheil bringe ich der guten Sache auch nicht, ich bringe ihn eher der ſchlechten. Sie werden nach ihrer Art Fezen aus meiner Wahrheit ſchneiden, und ihre durchlöcherten Lügen damit flicken.

Altes und junges Deutschland.

Herr Kühne, eines der bedeutendsten Mitglieder des Berliner literarischen Thierkreises, hat sich über mich und mein Bestreben wie folgt geäußert („Literarischer Zodiacus" 1835 Jan. S. 73.) „An Börne haben wir diese vul„kanisch ausgebrannte, hohle, dürre, unfruchtbare Schreckgestalt der Weltironie. Der we„nige von Jean Paul theilweise erborgte Humor „wurde rasch aufgebraucht, der Wiz, mit dem „er anfangs so glücklich den kleinen Krieg ge„gen die Frankfurter Presse und sonstige Lokal„miseren geführt, wurde an ihm wie ein Haut„jucken und Gliederzucken zur Krankheit, sein

„anfangs leuchtendes, blizendes Auge wurde „stechend und starr, sein Gedankenspiel wurde „fix, sein früher schäumendes Gehirn verbrannte, „sein Herz verkohlte, seine Phantasie wurde zu „Zunder. Die Symptome zeigten sich allmäh„lig, aber immer zahlreicher in dieser crassen „Ausartung; Börne könnte, wenn es mit rechten „Dingen zuginge, nichts weiter mehr thun, als „radical wahnwizig werden, oder Hand an sich „legen; weiter bleibt ihm nichts übrig in einer „Welt, die der leibhafte Teufel für ihn regiert. „Sobald Börne's Ergießungen unschön wurden, „mußte man nicht allein für sein Gemüth, das „sich völlig aushöhlte und verkohlte, auch für „sein Gehirn besorgt werden. Er ist ein schreck„bares Phänomen der Zeit, ein großes Talent „ist in ihm zur Ruine geworden. Ich habe die „Stadien seiner Entwickelung still verfolgt, ich „könnte eine Geschichte dieses psychologischen „Patienten schreiben, es wäre die Geschichte des „menschlichen Wahnsinns."

Wenn dieser Herr Kühne wirklich das ist, wofür er sich ausgibt: der schlaue Mouchard meiner Entwickelung, der ihr lange leise nachgeschlichen, und der alle ihre Wege kennt, dann sollte er seine wichtigen Entdeckungen der Welt mittheilen, er sollte mein medizinischer Plutarch werden, und die Geschichte meines Geistes schreiben, welche, wie er sagt, nichts weniger als die Geschichte des menschlichen Wahnsinns ist. Es wäre seine Staatsdienerpflicht dieses zu thun, nicht etwa zu meinem eigenen Besten, denn ich muß es in der Zerknirschung meines Herzens bekennen, daß an mir Hopfen und Malz verloren ist; aber er sollte es thun zur Belehrung der Andern, zum abschreckenden Beispiele, wohin es führt, wenn man in Deutschland den windstillen Freihafen der Wissenschaft verläßt, und in die Stürme des Lebens hinausschifft. — Sollte aber Herr Kühne, weil er die Vernunft der eleganten Welt verwaltet, darum keine Zeit übrig haben, sich mit meiner Unver-

unnft zu beſchäftigen, ſo mache ich ihm das freundliche Anerbieten eben ſo viele Mühe, und zwar mit landesüblichen Zinſen, auf ſeine elegante Vernunft zu wenden, als er Mühe und Arbeit meiner groben Unvernunft gönnen wird. Kurz, und um mich mit klaren Notariatsworten zu verpflichten: ich will ſo lange ein fleißiger Mitarbeiter an der Zeitung für die elegante Welt ſein, als Herr Kühne gegen mich ſchreiben wird, und ich glaube mir nicht zu viel zu ſchmeicheln, wenn ich überzeugt bin, daß ich mich dieſer zu übernehmenden Verpflichtung, nicht blos zur Zufriedenheit der eleganten Leſer, ſondern auch zu der des Herrn Kühne ſelbſt entledigen werde. (Ich will ſo flau ſchreiben, ſo zahm, weich, morſch, bleichſüchtig und rückenmarkdürr, ſo polizeimanierlich und bundestäglich, daß alle Welt bekennen ſoll, daß ich dem jungen Deutſchland zur größten Zierde gereiche.) Aber hat Herr Kühne es auch wohl bedacht, als er wagte, die Cenſur in Frankfurt, dieſe

heilige Mutter Gottes, die ja wie in Frankfurt, so auch in Berlin, Wien, Leipzig, München und in ganz Deutschland angebetet wird, unter die Localmiseren zu rechnen? Er sehe sich vor, Herr von Rochow könnte ihn sonst als Relaps behandeln, und ihm untersagen die elegante Zeitung zu redigiren.

Herr Kühne kann es mir glauben, daß ich noch eben so viel Credit bei Jean Paul als früher genieße, und daß derselbe sich nicht weigern wird, mir von seinem Humor zu leihen, ob ich auch den, welchen ich ihm einst abgeborgt, noch nicht zurückbezahlt habe. Dieser reiche und edle Geist vertraut am liebsten den Armen. Mein früheres Talent Localmiseren glücklich zu behandeln, wie sollte ich es verloren haben? An Miserenlokalen, provinzialen und nationalen ist noch heute kein Mangel in Deutschland, und das müßte ein Genie von Dummkopf sein, den ein so reicher Stoff nicht zu begeistern vermöchte.

Wenn ich aber gedulbig wie ein deutſcher Leichnam mich dem Zergliederungsmeſſer des Herrn Kühne hingebe, dann darf ich wohl im Namen der Gerechtigkeit mir eins von ihm bedingen; nämlich: daß er mich wirklich zergliedere, mich, nicht ſich; daß er meine Pariſer Briefe, die es hier doch wohl gilt, zum Vortheile des Rechts und der Wahrheit widerlege, ſie aber nicht für ſich als Panisbriefe benuze; daß er nicht den Geiſt aus meinen Werken ziehe, welches, wie er mir gern geſtehen wird, ſehr ſchwer iſt, ſondern das Wort. Daß er meine Reden anführe, unverfälſcht, unverſtümmelt, vollſtändig, mit Gänſefüßchen verwahrt, und dann bekämpfe, niederſchmettere, zermalme er mich ohne Barmherzigkeit. Und wenn er ſo thut, möge er auch das lezte Wort behalten, ich würde, ich könnte nichts darauf erwidern. In jeder meiner Meinungen iſt zugleich deren Vertheidigung enthalten, und wer meine ausgeſprochenen Meinungen wörtlich und vollſtändig anführt, der hat mich zugleich vertheidigt. ———

(1835.)

Goethianer. — Eure Kunst, eure Poesie ist nichts als Formschneiderei — wer für die Zukunft lebt, lebt in ihr und weil körperlos auch schattenlos und im reinsten Lichte seines Daseins. Man wird meiner noch gedenken, wenn man längst aufgehört haben wird euch zu verschmähen, wenn man euch vergessen haben wird. — Ihr liebt nichts als euch und haßt nichts als die Liebe. — Die wahre Kunst ist eine Tochter der Zeit, aber die eure ist ein Findelkind, wie eure Kunst so ihr. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft lebt Ihr nur in der Gegenwart, klammert euch daran fest. Darum zittert Ihr, wenn die Gegenwart wankt, darum haßt Ihr wer sie rüttelt, darum haßt Ihr was wird und noch nicht ist, jede Hoffnung, und lebt nur dem Genusse.

Tieck. — Wahrheit, Freiheit, Recht, Menschenliebe sind Tieck und seinen Gläubigen nur

Mährchen. — Die betrübten Waiſen des todten Apis (Goethe), die ſich einen neuen Gott und Vater ſuchen. — Tieck zeige uns das Wort, das er gegen Napoleon gedichtet, als ſeine Herrſchaft auf Deutſchlands Fürſten laſtete, nur zu leicht für ihre Schuld, nur zu kurz für die Wohlfahrt des deutſchen Volkes; er zeige uns das Wort, das er in der Dresdner Inſurrektion geſprochen. Ihr ſeid wie Emigranten aus dieſer Zeit der Freiheit und ſchimpft ohnmächtig und droht lächerlich von der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts zu uns herüber. Weimar iſt euer Coblenz und Goethe euer Condé. — Goethe hatte ſeine Jugend wie die Blattern ausgehalten, der Werther blieb ihm als eine Narbe zurück, denn Gott ſei Dank, Deutſchland hat noch keinen Jenner gehabt, gleich Paris, der gelehrt die Jugend inoculiren, daß auch nicht eine Narbe im Herzen übrig bleibe — das poetiſche Polizei-Geſindel!

Reisen.

(1836.)

Semilasso's Lorbeeren, Heine's florentinische Nächte, des Herrn von Raumer's radikale Rübchen und konservative Rohrstengel, und die Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage — nämlich die von Menzel — raubten mir den Schlaf. Morpheus selbst hätte einer so zahlreichen Räuberbande nicht widerstehen können. Meine Gestalt ward täglich schlanker und lieblicher, und meine Seele nahm ungemein ab und nahte sich der Seichtigkeit. Ach! ich war so flau und rückenmark-dürr wie das junge Deutschland, und weder der erste Bota-

niker unter den Politikern, noch der erste Politiker unter den Botanikern hätte entscheiden können, ob ich zu den radikalen Rübchen oder zu den conservativen Rohrstengeln gezählt werden müsse. Ich war ja gar nichts mehr, höchstens ein bischen Schimmel auf einem faulen Fleck der Welt, und Herr von Raumer hätte mich gelobt, wegen meiner mäßigen Gesinnung. Wenn es aber in Berlin nur zwei Menschen gibt, die mich ein wenig lieb haben, so könnten sie mich durch eine kleine Gefälligkeit, die sie nichts kostet, glücklich machen. Ich bitte sie, in Gegenwart des Herrn von Raumer einmal einen geographischen Wettstreit mit einander zu führen, ob Berlin im Wendekreise des Krebses oder in dem des Steinbocks liege, und Herrn von Raumer zur Entscheidung aufzufordern. Ich weiß zwar mit Bestimmtheit vorher, daß Herr von Raumer zur Vermittelung der beiden Extreme in den Meinungen und aus ehrfurchtsvoller Rücksicht vor dieser Vermittlung entschei-

den wird: Berlin liege unter dem Aequator; ich möchte es aber nicht blos von vorn wissen, sondern auch von hinten, und ich lechze nach der Erfahrung.

In der erbärmlichen Beschaffenheit des Leibes und des Geistes, kam ich am jüngstverflossenen 22. Mai, meinem fünfzigsten Geburtstage, nach einer schlaflosen Nacht, blaß und zerstört zum Frühstücke. Nicht der herrliche Morgen, nicht einmal die Glückwünsche und Geschenke, welche mir die Freundschaft bot, konnten mich erheitern. Meine Freundin sah mich bekümmert an und sagte: Sie sollten reisen. Ich sprang vom Stuhle auf und hatte die Milch umgeworfen. Nachdem ich eine Weile lang, nachdenklicher als einst Cäsar am Rubikon, an dem Milchbache auf und abgegangen war, bemerkte ich: reisen kann jeder Narr, aber reisebeschreiben! das kann auch jeder Narr, fiel Freund S. ins Wort. Freilich, sagte ich, kann das jeder Narr; warum sollte ich es also nicht

auch können? Ja, ich will reisen und reisebeschreiben, und ich schwöre es bei dieser unschuldig vergossenen Milch, die um Rache schreit — nicht gegen mich, sondern gegen die, die sie vergossen, denn ich war nur das blinde Werkzeug — ich schwöre, nicht eher wieder heimzukehren, als bis ich meinen großen Zweck erreicht.

— Sie sollen keinen andern Zweck haben, als sich Bewegung zu machen und sich zu zerstreuen. Sie sind wieder sehr hypochondrisch. — Ich will es bekennen, ob es zwar der Leser vielleicht schon gemerkt haben wird, daß ich mich diesmal aus wichtigen Gründen, nämlich aus eigennüzigen, eines guten Styls befleißigen werde. Zwar kömmt mir nichts schneiderhafter vor, als wie Heine der Schneider seiner Gedanken und Empfindungen zu sein, und mehr daran zu denken, wie man sie gut kleide, als wie man sie gut erziehe; da ich aber schon seit drei Jahren den Vorsaz in mir herum trage, von meinem fünfzigsten Jahre an ein Spizbube

zu werden, und ich daher alle Verkleidungen versuchen will, möchte ich auch den guten Styl kosten. So thöricht werde ich aber nie sein, mich um einen bessern Ausdruck abzumüden, wenn der beste schon früher gefunden worden ist von einem Andern. Da nun Herr von Raumer in seinen Briefen aus England nach Hause schrieb, daß einmal, da er in London etwas mit angehört, was gelassen anzuhören gegen seine Staatsdiener-Pflicht gewesen wäre, es ihm wie spanischer Pfeffer durch die Nase gefahren sei; so eigne ich mir diese Schönheit an, und sage: es fuhr mir wie spanischer Pfeffer durch die Nase, als ich meine Freundin von meiner Hypochondrie sprechen hörte.

Wild und durch und durch gepfeffert, frug ich sie: haben Sie das in meinem Gesichte oder in Menzel gelesen? Glauben Sie ihnen nicht, sie lügen oder heucheln beide, nein, ich habe nicht den Spleen; der Hochmuth, die Eitelkeit, die Habsucht, der Neid, das sind die Teufel,

die mich plagen, und die will ich austreiben — wie man Teufel austreibt. Es gibt aber nur eine sichere Art den Teufel los zu werden, nämlich, indem man thut was er will; er plagt immer nur die Widerspenstigen. In früherer Zeit, da es noch öfter Menschen gab als heute, die werth waren, daß sie der Teufel holte, da holte er sie. Aber welche Menschen? die edlen. Es waren immer die besten Seelen, die vom Teufel besessen waren; die schlechten brauchte er nicht zu holen, die kamen von selbst.

Ja ich muß reisen. Ich muß mit Lord Brougham Senf essen, und an dem Tische eines Königs die glänzende Vaisselle und die Profusion der Speisen bewundern. —

Ich muß mir glückliche Liebschaften erreisen, zwar nicht so viele als Heine, denn das ist unmöglich, weil sie zahllos sind; auch nicht halb so viel, denn das ist auch unmöglich; aber doch sehr viele, welches möglich ist, und den ganzen astronomischen Tag will ich den schönen Rosen-

kranz von Küssen abbeten, und zum Entzücken aller Mezger die Sache des Fleisches besingen. Auch will ich so lange Champagner trinken, bis ich noch etwas geistreicheres geschrieben, als Nanmer's radikalen Rübchen und konservativen Rohrstengel. Ich will . . . — Sie sind ein Narr!

— Der Himmel sei dafür gepriesen. Was! Habe ich darum die deutsche Quartgeschichte drei Wochen lang in meinen Händen gewogen, daß mich heute noch die Knöchel davon schmerzen; habe ich sie darum durchjammert und durchlacht, um am Ende, da ich auf Ruhe und Erholung hoffte, mir von einem Philister sagen zu lassen, ich sei ein grober Fanatiker und ich solle einmal in die Grazie des geistreichen Spötters und des Thümmelhaftesten Schriftstellers seiner Zeit hineinblicken und mich schämen? Darum? Habe ich ihnen darum seit zwanzig Jahren zugerufen: seid keine Hofräthe, keine Philister, schreibt leserlich, seid liebenswürdig, seid keine Perücken, um zu erleben, was man jezt sieht? Sie sind

keine steifen Hofräthe mehr, sondern flink wie die Lakaien stellen sie sich hinter jede glänzende Equipage, möge darin sizen wer da will; sie sind keine steifen Philister mehr, sind aber Kleinmeister, Hasenfüße und jämmerliche Gecken geworden; sie schreiben leserlich, aber wie man sie früher nicht lesen konnte, mag man sie jezt nicht lesen, und man bedauert die Unverständlichkeit, die früher ihre Unverständigkeit bedeckt; sie sind so liebenswürdig geworden, daß sie um das Lächeln jeder Gassendirne buhlen; die Perücken haben sie abgeworfen, aber statt frischer Locken kamen Kahlköpfe hervor. Klug vor der Erfahrung, lebensmüde vor dem Kampfe. Betrüger ehe sie betrogen worden, Tugend, Recht, Freiheit verspottend in den schönen Jahren der Schwärmerei, an der Nadel gespießte Schmetterlinge, ein jämmerlich Geschlecht, das mich anekelt. Das ist die Grazie jener adeligen und bürgerlichen deutschen Gecken. . . . . .

Grangeneuve par H. de Latouche.

Deux Volumes.

(1835.)

Depuis Leipsick et Waterloo, ces deux grands champs de bataille ou plutôt de bêtises, où tous les rois de l'Europe avaient envoyé leur contingent; où ils s'étaient réunis pour renverser Napoléon ce puissant et cet unique protecteur de la royauté; où ils avaient rompu de leurs propres mains la digue, qui contenait les flots populaires; depuis cet heureux temps, ces pauvres rois sont par trop malheureux, et le plus farouche républicain ne saurait se défendre

de quelque peu de compassion. Rien ne leur réussit plus, tout conspire contre eux. Il y a une sainte alliance entre le ciel et la terre, entre le monde des idées et le monde des réalités, pour aider les peuples à s'affranchir du joug honteux de la domination, qui leur fut jadis imposé par la disgrâce de Dieu. C'est pour la première fois que la sagesse et la folie se devinent et se comprennent et qu'elles agissent dans le même sens. La décadence de la philosophie en Allemagne et ses progrès en France. Les succès de la royauté lui sont aussi funestes que ses revers, et les efforts de ses amis s'unissent aux efforts de ses ennemis, pour la détruire. Si la royauté après tous les événemens des quatre dernières années est encore debout, c'est qu'elle n'a pas encore assez vaincu, c'est qu'elle ne compte pas encore assez de victoires remportées sur les peuples; quelques unes de plus, et elle est anéantie.

La royauté a ses compères qui répandent

partout qu'elle est plus forte que jamais. Il est vrai, qu'elle fait plus de bruit et qu'elle a plus de colère que jamais; mais c'est le bruit de la colère d'une cataracte, qui irrésistiblement entraînée vers l'abîme, tombe en écumant et en mugissant de rocher en rocher, jusqu'à ce que, réduite en poudre, elle soit dévorée par le tombeau. La royauté est en apparence plus puissante que jamais, parcequ'elle à placé sa fortune en rente viagère et qu'elle consomme son capital; elle paraît bien fraîche, bien vermeille; mais c'est l'éclat des joues d'un malade qui se meurt de consomption. Elle est au bout de ses moyens, elle n'a plus de force vitale et elle est reduite à consulter et à suivre les pratiques superstitieuses de la police secrète, de cette vieille sorcière qui lui escroque son argent, la trompe et se moque d'elle. La monarchie est tombée si bas, que les princes ne sont plus que les premiers mouchards de leurs pays.

Il n'y a pas un seul événement, pas un hasard, pas une science, pas un art, pas une nouvelle invention, pas une découverte, pas un seul homme d'état, pas un roi, qui ne conspire contre la royauté. Les caisses d'épargne, les sociétés de tempérance, les omnibus, l'homéopathie, la diète de Francfort, le roi de Bavière, les congrès des souverains, toutes ces consultations enfin des médecins, qui tiraillent le malade et l'emportent en lambeaux; les Tartares, les Baschkirs et les Kirghises au camp de Kalisch, qui s'exercent sous le commandement de l'empereur Nicolas à couper la tête aux hommes et la gorge aux femmes, pour effrayer les petits princes de l'Allemagne, les radicaux de Berne et les républicains de la France; tout cela est entré dans la conjuration. La géometrie elle-même, de temps immémorial amie de l'ordre et de la stabilité, froide et impassible de sa nature, à pris parti contre les rois; elle a tracé ses chemins de fer, elle pousse ses bateaux et

ses voitures à vapeur, et la royauté s'en va en fumée.

Et même les romans, si doux, si inoffensifs, si aimables, la consolation et le délassement des censeurs, les délices des vieilles princesses et des princes appanagés, ont tiré le poignard contre César! Un franc sans-culotte en voyant tout cela se pâmerait d'aise; mais nous autres gens proprement habillés et bien élevés, tristement condamnés à l'étiquette et à la politesse, il faut nous contenter de sourire. Eh bien, sourions et parlons des romans séditieux, des romans historiques.

Transportez-vous en arrière de vingt ans d'ici, au temps du congrès de Vienne. Dans cette sainte ville monarchique, où l'on garde les reliques gouvernementales, s'étaient alors rassemblés les principaux propriétaires de l'Europe, pour y tenir ce fameux marché de moutons chrétiens, qu'on a désigné par le nom de la paix de Vienne. Ah! qu'en ces beaux jours les pasteurs des

peuples furent contens et charmés. Ils se frottaient la tête avec de l'eau de Cologne et tachaient d'oublier les songes fâcheux et importuns des vingt-cinq dernières années. Ils dansaient, ils jouaient aux proverbes, ils s'amusaient au casse-tête politique, composant et décomposant avec des triangles, des carrés et des parallélogrammes, des territoires, de beaux royaumes, des grand-duchés, des principautés, les uns plus ingénieux que les autres. Le loup corse qui avait dévoré les bergers et leurs troupeaux était assommé; le tournis des brebis, ainsi que les vétérinaires courtisans appelaient la révolution, avait cessé ses ravages. On se promit d'être plus circonspect à l'avenir; de ne pas se laisser attrapper une seconde fois; de fermer plus soigneusement les bercails; et de se donner des mâtins plus forts, plus vigilans et en plus grand nombre. La gentilhommerie allemande s'était offerte pour cet honorable service de surveillance et d'aboiement, et avait

dans ce dessein formé une société secrète sous le nom de la chaîne de la noblesse; mais les princes n'en voulaient pas, ils se suffisaient à eux-mêmes. Les présomptueux! Dans l'orgueil de la victoire, ils furent presque généreux; ils ne chassaient pas la liberté de leurs terres; il lui assurèrent même un certain état, en la chargeant de traire leurs vâches; les princes donnaient des constitutions.

Vers ce même temps, que les pères des peuples avaient donné l'ordre de remaillotter leurs enfans, et de les bercer pour les endormir, il vivait à cinq cents lieues de Vienne, au fond d'une île, un simple bourgeois, un petit homme boiteux, auquel la providence avait ordonné de se moquer des rois, de défaire ce qu'ils avaient fait, d'éveiller les peuples en les amusant, en leur parlant de leur origine, de leur ancienne gloire, en leur racontant leurs combats, leurs victoires, leurs défaites, en leur dressant la généalogie de leurs souffrances; en

les convainquant qu'eux-mêmes étaient les auteurs de leurs misères; que les rois n'avaient fait que profiter des discordes intestines et des haines et jalousies entrenationales des peuples; et que c'est ainsi que les peuples conquis étaient devenus les esclaves des peuples conquérans, et les peuples conquérans les sujets de leurs capitaines, les esclaves de la discipline.

Sir Walter Scott s'acquitta avec l'habileté et la fidélité la plus grande de la charge que la providence lui avait donnée et dont il ne savait ni ne devinait pas le secret. C'était un tory, un aristocrate, un artiste enfin, qui ne s'inquiète jamais de ce qui doit être, mais de ce qui est. Précisément en l'an 1814, quand les rois, pour la première fois d'accord, traçaient en secret leur plan de campagne contre les peuples, Walter Scott publia son Waverley, qui commence cette suite innombrable de romans historiques qui contribuèrent plus que les événemens, plus que tous les écrits politi-

ques et journaux, à éveiller les peuples, à les avertir de leur danger, et à leur donner la conscience de leur force et de leur droit. Dès que les opprimés ont leurs historiens, les oppresseurs tombent dans l'oubli. Les rois n'ont été plus forts que les peuples, que par la raison qu'un enfant qui veille est plus fort qu'un géant qui dort. Que le géant s'éveille et il est le maitre de l'enfant. Et peu importe la manière dont les peuples soient éveillés, que ce soit par des coups de fouets et par des injures, ou par la voix douce et caressante de la liberté, il suffit qu'ils ouvrent les yeux pour foudroyer leurs tyrans.

En moins de vingt ans les romans historiques ont fait le tour du monde. Ils entraient dans les chaumières, ils entraient dans les palais, et c'était plaisir de voir, combien peu les gouvernemens les plus ombrageux s'en défiaient. Et en vérité, tandis que le peuple puisait ses enseignemens dans les romans historiques, les

princes devaient y trouver une douce flatterie. Faute de résistance, ils avaient presque oublié qu'ils étaient les maitres; partout le peuple était battu si plat, que le marteau du despotisme se rouillait faute de métaux malléables. Les romans historiques rappellaient aux lecteurs couronnés que leur pouvoir n'a pas toujours été incontesté, qu'il leur fallût beaucoup de combats et de victoires pour subjuguer les peuples; ils sentaient dans leurs veines le sang de leurs ancêtres, et en lisant des romans ils se croyaient des héros.

En même temps que les romans historiques se répandaient par toute l'Europe, et par suite de cet événement littéraire, l'histoire proprement dite, prit une nouvelle direction et l'art de décrire l'histoire changea entièrement de face. Mais pour ne pas nous égarer trop loin, nous nous bornerons à constater ce fait, sans en developper les conséquences. Maintenant la littérature de tous les pays et de toutes les lan-

gues s'est enrichie de romans historiques. On en trouve dans les langues italienne, russe, suédoise, danoise, polonaise, allemande; même la nation royale-prussienne a un roman royal-prussien. Et ce qui est le plus curieux, c'est que tous ces romanciers historiques n'avaient que l'art en vue, et qu'ils n'écrivaient jamais dans un but politique. De même que Walter Scott, l'Italien Manzoni était un monarchiste, même un fameux flatteur du pouvoir. Le Russe Bulgarin, dont les romans historiques sont très estimés, assurément n'y entendit pas malice; car en sujet du magnanime Czar et engourdi par le vent glacial qui souffle de la Sibérie, il ne devait jamais écrire qu'en tremblottant. Mr. Haering l'auteur de Cabanis, de ce roman historique qu'on a traduit en français, est l'homme le plus innocent du monde, au coeur papier timbré, lui qui n'a pas une seule goutte de sang dans les veines, ni une seule goutte d'ènere dans son écritoire qui ne soit pas royal-

prussien; et dont les rêves même sont officiels. Cet honnête écrivain fut entraîné, sans le sentir, par le courant du siècle séducteur, et il se pendrait de déséspoir, s'il avait jamais la conscience que son roman ait été un ouvrage démagogique, et un crime de lèze-majesté. Heureusement ses amis n'ont pas à trembler pour sa vie, car il a l'habitude de ne pas me croire et d'excuser ma scélératesse, à cause de ma folie. Messieurs les Berlinois sont des hypocrites imperturbables. Maint professeur et référendaire royal-prussien tête-à-tête avec un républicain lui baiserait les mains, tandis qu'en présence d'un témoin, il dirait de grossières injures même à un royaliste constitutionnel. A l'avenir messieurs les Berlinois! Il y a de l'étoffe en vous pour mille Fouquier-Tinville; car vous êtes des caffards et des trembleurs.

Les romans historiques, abstraction faite de eur tendance morale et sociale, sont une dé-

génération de la poésie. Le mariage du roman avec l'histoire produit un genre bâtard qui n'est ni roman, ni histoire. L'art, en imitant la nature, ne doit lui emprunter que la forme et la couleur, mais jamais l'étoffe. Si vous lui empruntiez encore l'étoffe, ce serait comme si vous appliquiez des fleurs naturelles à un paysage peint. Les romans historiques sont du nombre des mille symptômes de la décadence des arts et de la littérature, que les amis intéressés de l'ancien ordre des choses reprochent, avec une joie maligne, à notre jeune siècle. Cependant nous autres amis du mouvement et du progrès, nous ne nous attristons guère de cette décadence manifeste; car nous n'ignorons pas que le printemps des arts tombe dans l'hiver des peuples, et que les chef-d'oeuvres des poêtes et des artistes ont toujours été les oraisons funèbres de la liberté et les monumens funéraires de la vertu publique.

Les romanciers qui prennent des histoires anciennes pour sujet, échappent à la censure du grand nombre des lecteurs, qui n'a pas comme les critiques la mauvaise habitude de regarder tout par un microscope, mais qui lisent simplement avec leurs yeux. Car dans les histoires anciennes, la vérité et la fiction, l'histoire et le roman, se confondent par la grande distance, on ne s'aperçoit pas de leurs empiétemens reciproques, de là vient qu'on est moins choqué par les difformités de ce genre de littérature. Mais le romancier dont l'imagination s'attache à une histoire moderne, perd cet avantage, et dès qu'il y a désaccord entre le roman et l'histoire, aucun lecteur ne balance à prendre parti pour l'histoire et à faire le sacrifice de la fiction par souvenir de la réalité. Or c'est ce qui est arrivé à Mr. de Latouche, en puisant ses inspirations dans l'histoire de la révolution française, et si l'estimable auteur de Fragoletta, si riche en esprit, en sentimens et en imagi-

nation a échoué dans Grangeneuve, c'est une preuve qui peut nous dispenser de toutes les autres preuves, que l'histoire contemporaine ne se prête jamais au bon plaisir du romancier.

Jocelyn. Episode. Journal trouvé chez un curé de village.

Par Alphonse de Lamartine. *).

(1835.)

Deuxième époque. Séminaire de . . . .

1. Janv. 1793. —

„Ces corridors obscurs, ces nefs, ces murs épais
Ont versé sur mon front leur silence et leur paix;
Les souvenirs cuisants, les regrets, les images
De liberté, d'amour, de rians paysages,
A peine ont jusqu'ici dans mes nuits pénétré;"

L'homme qui joui de la paix de l'ame, n'a pas le sentiment des passions qui ne le tour-

*) Fragments d'une critique non achevée sur Jocelyn. Les indications qui les précédent font connaître les morceaux du poême auxquels elle se rapporte.

mentent pas; l'homme en bonne santé, ne pourrait jamais se rendre compte de toutes ces maladies dont il est libre. Le véritable contentement ne se prête pas à l'analyse; on ne peut faire l'anatomie du bonheur, qu'après qu'il a cessé d'exister.

18. Fevrier 1793. —

L'amour de Dieu ne doit pas être une science, une affaire, un métier. Dieu est dans le bruit du monde, non moins que dans le silence, il se montre dans les passions autant que dans la paix de l'ame. Celui qui se retire dans la solitude pour trouver Dieu, montre qu'il n'a pas su le trouver partout.

25. Fevrier 1793. —

„O peuple ivre de sang,
Tu détruis de tes mains l'erreur qui nous abuse
Et de tous tes tyrans, ton exemple est l'excuse!"

C'est tout le contraire. De toutes les violences du peuple les tyrans sont l'excuse.

28. Fevrier 1793. —

Le mot Dieu trop souvent répété — on ne comprend pas Dieu ou on ne le respecte pas, quand on ne comprend ou qu'on ne respecte pas ses lois — c'est le langage d'un courtisan, d'un prêtre, qui exploite la vénération des hommes pour son maitre. —

Devant Dieu un roi est un homme comme un autre, et quand il permet qu'une tête couronnée tombe sous la hache du bourreau, cela ne doit pas plus dérouter la foi, qu'un crime dit vulgaire que la sagesse divine laisse consommer.

Troisième époque.

20. Septembre 1793.

Les sentimens délayés dans des cuves de mots. — La peur et l'amour n'ont jamais demeuré dans le même coeur — 23. Octobre — On regrette que l'éducation de Laurence soit tombée en si mauvaises mains. Jocelyn ne

lui apprendra ni à combattre pour sa patrie, ni à venger la mort de son père, il ne lui enseignera que des lâches prières que Dieu renvoie à celui qui les fait — 28. Octobre — Jocelyn, dans la vigueur de l'âge pleure toujours. — 29. Octobre. — Ce poëme est un chapelet sur lequel le poëte dit ses patre-nostres. — Dieu ne doit pas être un lit de repos pour les paresseux et les peureux — on peut se reposer dans la solitude de l'ame, mais après avoir vécu et combattu, par lassitude, non pas comme Jocelyn par paresse de vivre.

1. Decembre 1793.

La Date du Journal éveille en nous le souvenir des importans événemens de la révolution française, ce qui détruit tout notre intérêt pour Jocelyn. Le poëte aurait dû mettre la terreur et la passion de la révolution à côté de la paix d'ame et du sublime silence de la na-

ture. Il est beau de regarder la tempête de la rive, mais il faut voir la tempête, les angoisses des naufragés. Excepté deux coups de fusil, qui auraient pu partir aussi bien des mains d'un chasseur ou d'un brigand que de celles de soldats républicains, on n'entend rien du furieux orage, qui régna alors en France.

Quatrième époque.

Fevrier 1794.

En bas l'orage du peuple, sur la hauteur la terreur d'une nature sauvage, et Jocelyn avec son coeur mol, toujours en pleurs! Moïse priait du moins tandis que son peuple combattait, mais Jocelyn tout saint qu'il est ne pense qu'à lui-même!

Mars 1794.

L'homme qui a toujours Dieu dans sa bouche, qui ne voit que lui, qui ne pense qu'à lui, qui pour le créateur oublie sa création, ressemble au courtisan, qui ne compte que son mai-

tre dans le monde, et oublie sa patrie et le peuple.

Cinquième époque.

***Grenoble**, 6. Avril 1794.*

„Bénissant ses bourreaux du geste et du sourire
Comme on marche au triomphe, il marchait au Martyre
Sachant que la victoire en ces combats de foi
Est à celui qui tombe et qui meurt pour sa loi!"

Appeler les prêtres persécutés ou immolés des martyrs, ce n'est pas le mot juste, On n'a pas voulu les contraindre à adorer Jupiter et à renier le Christ, on ne leur demandait que de respecter les lois de la France plus que celle de Rome. Louis XVI. était victime d'un fanatisme déplorable, mais non pas martyr. Roi il ne mourut pas pour la foi chretienne, mais pour le paganisme politique.

Sixième époque.

26. Mai 1795.

Jocelyn a sacrifié l'objet de son amour aux menaces d'un prêtre farouche, à sa propre con-

science timorée, mais il n'a pas sacrifié son amour. Il n'a aucun droit à notre sympathie, ni à notre admiration. Un amour malheureux est chose si ordinaire. —

Mélanges.

Le Zodiaque littéraire, une des meilleures revues de l'Allemagne, contient un article de M. Gans sur le salon de madame Récamier. Nous eussions beaucoup désiré traduire ce beau morceau; mais nous n'aurions jamais pu en venir à bout, sans le mutiler ou l'étendre. Pour des idées germaniques d'un certain tour, l'idiome français est un véritable lit de Procruste, et il faudrait être un monstre de cruauté pour essayer de les y coucher. M. Gans professeur à l'université de Berlin, est un homme de beaucoup d'esprit, surtout quand

il est à Paris; mais néanmoins il s'entend parfaitement bien à cet art merveilleux qui est propre à tous les savans de sa patrie, de préparer les plus belles fleurs en légumes et de donner aux choses les plus légères et les plus gracieuses un air de dignité philosophique. On ne penserait jamais que les charmes de la société de madame Récamier, qui jouit depuis plus de trente ans d'une réputation européenne, et que M. Gans lui-même savait si bien apprécier, aient pu servir de thème à de graves apophtègmes Hegeliens. Il est beaucoup à regretter, que M. Gans n'use pas toujours de son héroique talent de résister aux circonstances, et qu'il se plaise quelquefois à s'y prêter, comme il l'a montré récemment dans l'affaire de la jeune Allemagne. Les charmes d'un professorat doivent être beaucoup plus forts que ceux du salon de madame Récamier; M. Gans qui ne s'est pas laissé séduire par les derniers, au point de n'être qu'aimable et de

déposer son langage doctorale, s'est laissé amener par les premiers à faire violence à ses sentimens généreux ordinaires et à rénier M. Gutzkow qui, persécuté par l'inquisition politique de Francfort, a été lâchement abandonné par tous ses anciens amis. Il est beau d'être professeur et d'avoir un coeur royal-prussien; mais il est plus beau encore de n'être rien et d'avoir un coeur généreux. Vous avez beaucoup d'esprit, messieurs les savans Berlinois; mais vous n'avez pas autant de sentimens, qu'il en faut à une petite fille pour aimer sa poupée. Et vous, cher Gutzkow! dans l'ivresse d'une jeune ame ardente et fière d'un avenir riche de gloire, vous vous êtes moqué du ciel; voyez maintenant si avec de tels hommes royaux-prussiens vous pourriez vous passer de Dieu!

La Diète de Francfort et M. Heine*).

L'étonnement de ces mots doit être grand de se trouver ensemble; mais quant à nous nous ne nous en étonnons pas le moins du monde: tel maître tel valet — voir la préface de son salon. — Nous conseillons à M. Heine de ne pas trop se fier à un sauf-conduit de la Diète de Francfort. L'Allemagne ne manque pas d'un Novogorod. „Loix de ma patrie". Une loi soufflée par les jésuites de Munich,

*) Ces pensées ont été suggérées à Boerne à l'occasion d'une lettre de M. Heine, insérée dans le Journal des Débats et adressée à la Diète de Francfort. Voir cette lettre à la fin de ce volume.

ébauchée par un commis de M. de Rochow, approuvée par des ministres malades et sanctionnée par la Diète en démence n'est pas une loi de la patrie et ne mérite pas une obéissance respectueuse. — Gutzkow a servi de Fieschi à la Diète de Francfort; ce n'est pas qu'on voudrait imiter les loix d'intimidation françaises, on se moque de telles loix en Allemagne, on les regarde comme des loix d'encouragement. — L'humble supplique de M. Heine on l'acceptera avec satisfaction comme arrhes de sa conversion; mais assurément la diète de Francfort ne se payera pas d'un tel désaveu. — C'était bien modeste de la part de M. Heine de se déclarer inférieur à Luther, mais ç'aurait été encore plus modeste de ne pas se mesurer avec lui — la mousse qui couvre un rocher.

Voyez maintenant, messieurs les ministres de l'instruction publique, combien la providence

se moque de votre esprit législateur tant primaire que secondaire. Les frivoles marquis et les bourgeois timides de l'ancien régime ont fait la révolution de 1789, les fils et les élèves des terribles jacobins ont été les instrumens les plus dociles du despotisme de Napoléon, et les disciples du catéchisme impérial et du jésuitisme de la restauration ont fait la révolution de 1830. Voilà maintenant M. Heine né juif et élevé dans la loi de Moïse qui succède à Luther et qui est le plus ferme soutien du protestantisme!

La diète de Francfort aura lu avec un sourire moqueur la missive de M. Heine; mais elle ne se payera pas de vains mots, elle ne lui pardonnera que quand il aura consommé son apostasie.

Ce sera beau d'entendre M. Heine chanter des pseaumes sur la grande route entre Forbach et Mayence.

Luther et Heine! Nous ne sommes pas fabulistes. Mais si nous l'étions! quel beau sujet de fable: le rocher et l'éponge!

La Diète de Francfort, que M. Heine il n'y a pas encore deux ans avait appelé dans un de ses ouvrages: le vampyre qui suce le sang au coeur du peuple allemand, s'est-elle donc amendée depuis? s'est-elle changée en pigeon? ou M. Heine n'a-t-il pas de sang à perdre?

Les malheureux patriotes allemands ont tout perdu jusqu'à l'espérance même; il ne leur est resté que l'honneur. M. Heine par sa lettre à la diète de Francfort a taché de compromettre encore ce qui leur reste; il n'a

pas réussi, mais on doit lui tenir compte de sa bonne volonté. A l'égard de toute autre personne vis-à-vis de laquelle nous aurions eu à répondre des opinions que nous avons émises sur son compte, nous nous serions exprimés avec moins de modération; mais l'héroique stoïcisme de M. Heine nous désarme, nous avons honte de nous prévaloir d'une franchise à si bon marché.

. . . . . C'est beau de défendre l'innocence malheureuse et persécutée, mais quand les innocens sont réunis au nombre de quinze millions, et qu'ils ont des rois et un demi million de soldats à leur tête, comme les protestants allemands, ils peuvent se défendre eux-mêmes. M. Heine ferait une oeuvre beaucoup plus méritoire, s'il voulait au lieu de protéger les protestans, que personne ne pense à attaquer, prêter son puissant appui aux juifs, ses anciens corréligionnaires, dans la réligion des-

quels il est né et élevé, et qui peu nombreux sont encore dans la plus grande partie de l'Allemagne hors du droit commun, très molestés et vexés par la population chrétienne.

. . . . . Je n'aime pas à troubler les amours de qui que ce soit, pas même les amours propres; mais les Français ne doivent pas croire que nous autres Allemands soient réduits à M. Heine, qu'il soit l'Hercule de l'Allemagne, qui a terrassé la hydre du catholicisme.

Aphorismes.

Il n'y a rien de plus dangereux aux pouvoirs, que de vaincre trop souvent. Par la défaite les vaincus apprennent enfin à vaincre.

Parmi les grands hommes des sciences et des arts, il y a des génies créateurs et des génies destructeurs. L'influence des derniers est même plus forte et plus durable que celle des premiers, mais ils sont moins vénérés et moins estimés que les autres. A leur égard on commence ordinairement par l'indifférence, et en passant par le dédain, on arrive à l'oubli.

C'est que les hommes ne sont reconnaissants que pour le bienfait positif, et ne tiennent aucun compte des maux dont on les a délivrés, des entraves dont on les a affranchis. Lessing a fait plus pour la littérature allemande que Schiller et Goethe; mais comme il n'a rien créé parcequ'il a epuisé ses forces et sa vie à déblayer le terrain, il n'est pas aussi populaire que les premiers.

La langue française parait toujours supposer, qu'elle ait à s'expliquer avec de grands ignorants, tant elle a soin d'être précise et claire; la langue allemande au contraire, prend tout le monde pour des savants, et sans doute c'est la dernière qui se trompera le plus souvent dans son calcul.

La réligion est encore plus nécessaire aux heureux qu'aux malheureux; il faut de la

croyance pour souffrir; pour jouir il en faut davantage.

Le tombeau rend les femmes égales aux hommes; j'aime les femmes qui publient leur livres sous le voile de l'anonyme, ou dont les ouvrages ne paraissent qu'après leur mort.

Les femmes doivent être stationnaires, conservatrices, ni révolutionnaires ni réactionnaires. Je leur pardonne même des penchants aristocratiques; quand la saison des fruits est passées on aime les fruits confits préparés par de belle, mains.

L'intelligence d'une femme même la plus spirituelle, n'est qu'une lumière boréale. Ce que les femmes perdent en admiration, elles le regagnent largement en amour.

La France c'est Voltaire, l'Allemagne c'est Rousseau; la destination de la première est de détruire, la destination de l'autre est de fonder.

La jeune Allemagne. Quand on a la concience de sa jeunesse, on est déjà très vieux — ils croient être au port et déchirent les voiles qui ont poussé leur esprit.

Les langues du midi ont quelque chose de reptil, elles sont glissantes, rampantes, douces au toucher, ce sont les langues des pays conquis. Les langues du nord sont osseuses, dures, franches, marchant haut, ce sont les langues des peuples conquérants.

La peur est raisonnable en France, c'est un malheur; l'arbitraire n'a rien de comique qui offre une compensation à celui qui souffre.

Quand je dis, il faut être citoyen avant d'être poëte, j'espère trouver de l'écho en France; comme je suis sûr d'en trouver en Allemagne, quand je dis, il faut être homme avant d'être citoyen.

Nous autres Allemands nous descendons tous de Hamlet et de Faust. Nous avons gouté jusqu'au dégout de la terre et du ciel. Nous avons beau désirer nous vendre à l'enfer. Le crédit de notre vertu est si solide, que le diable même ne veut pas avoir affaire à nous, craignant d'être trompé.

Malheur à celui qui entre dans le labyrinthe de la philosophie allemande, sans avoir le fil d'Ariadne qui l'aide à en sortir, le minotaure du doute le dévorera.

Si monsieur Cousin n'a pas digéré la philosophie, du moins il l'a mangé.

Les nerfs ces espions du corps humain.

Les Allemands traduisent tout, les actions étrangères comme les livres étrangers. Les imitations de la révolution de 1830 dans quelques provinces allemandes, n'ont été que des traductions.

Révolution française. En France l'ancien régime était déraciné, on n'avait qu'à l'abattre; en Allemagne quand on aura abattu l'ancien régime, les racines resteront toujours.

Depuis la mort de Louis XVI. il y a guerre ouverte entre Voltaire et Rousseau, qui antérieurement lorsque leurs intérêts étaient encore d'accord se ménageaient réciproquement,

et tout en se trompant l'un l'autre ils marchaient et combattaient de front. Voltaire c'est le chef de la bourgeoisie, Rousseau c'est le chef du peuple.

Un peu moins de fidélité et un peu plus d'honneur s'il vous plait.

On ne peut pas accorder le patriotisme avec l'amour de la liberté.

Qu'est-ce qu'un roi? Autrefois c'était le premier gensdarme, aujourd'hui c'est le premier mouchard de son pays.

Monsieur Thierry a bien deviné les maladies inconnues et les douleurs secrètes des peuples.

Toute femme de génie est le mauvais génie de son mari. Une femme auteur, quand elle est d'ailleurs aimable et aimante, pourrait être la consolation d'un homme sourd, mais elle serait le désespoir d'un homme qui ne serait qu'aveugle.

Une femme polygraphe est un monstre; un volume, un verre de champagne, un bon mot tous les ans, c'est assez.

Quand on nous force de dire tyran au lieu de roi et de parler de la tyrannie au lieu de la royauté, est-ce-que le pouvoir a beaucoup gagné à rendre ces mots synonymes?

Monsieur de Ruhmor est un gentilhomme allemand, mais un homme d'esprit.

Le peuple allemand est composé de maitres d'école et d'écoliers.

L'avenir rode autour de la demeure du présent. Que celui-ci sorte une seule fois sans tirer la clef derrière lui et il est délogé pour toujours.

On sait que la Diète germanique a récemment lancé un décret contre l'école littéraire et philosophique connue sous le nom de jeune Allemagne, qu'elle accuse de tendre au bouleversement social en attaquant la réligion, la morale et toutes les institutions fondamentales de la civilisation. Le décret de la Diète est nominativement dirigé contre cinq personnes, en tête desquels figure M. Henri Heine, écrivain bien connu en France, qui est regardé comme le fondateur de cette école nouvelle. M. Heine nous prie de publier la lettre suivante, qu'il vient d'adresser à la Diète.

A la haute Diète de la confédération germanique.

Messeigneurs.

Le décret que vous avez émis dans votre 31e séance de 1835 me penètre d'une affliction profonde.

A cette affliction vient se méler, je dois l'avouer un sentiment d'étonnement extréme. Vous m'avez accusé, jugé, condamné, sans m'avoir entendu, sans que nul ait été chargé de ma défense, sans que j'aie été cité de comparaitre. Ce n'est pas ainsi que procé-

lait, en pareil cas, le Saint-Empire dont la confédération germanique a pris la place. Le Docteur Martin Luther, de glorieuse mémoire, put avec un sauf-conduit, se présenter par devant la Diète de l'Empire et s'y défendre publiquement et en toute liberté. Loin de moi la présomption de me comparer à l'homme qui nous a conquis la liberté de discussion en matière réligieuse. Mais il est naturel au disciple de se prévaloir de l'exemple du maître. Si vous ne daignez pas m'accorder un sauf-conduit pour aller plaider ma cause en personne devant vos seigneuries, rendez-moi du moins la faculté de me défendre par la presse allemande, en levant momentanément l'interdit dont vous avez frappé mes écrits présents et à venir.

La demande que je fais près de vous n'est pas une protestation, c'est simplement une supplique. Il m'est impossible de m'abstenir, car l'opinion publique interprèterait mon silence contre moi. Elle y verrait l'aveu des tendances coupables qu'on m'impute et le désaveu de mes écrits. Je me flatte au contraire qu'aussitôt que vous aurez permis de me défendre, il me sera aisé de démontrer péremptoirement que ma plume a été guidée, non par une pensée irréli-

gieuse et immorale, mais par une synthèse hautement morale et réligieuse, à laquelle depuis long-tems, ont rendu hommage, non seulement quelques écrivains de telle ou telle école littéraire designée sous le nom de jeune Allemagne, mais la plupart de nos plus illustres auteurs, tant poëtes que philosophes. Quelle que soit d'ailleurs votre décision, messeigneurs, au sujet de la présente supplique, soyez persuadés que j'obéirai toujours aux loix de ma patrie.

Ne croyez pas, Messeigneurs, que je songe à me prévaloir, pour vous braver, de ce que je suis hors de votre atteinte; j'honore et honorerai toujours en vous l'autorité suprême de notre chère Allemagne. La sécurité personnelle que me garantit mon séjour à l'étranger m'est précieuse relativement à vous, en ce qu'elle doit vous être un gage de la sincérité des sentimens de considération parfaite et de profond respect que je professe pour vos seigneuries.

Henri Heine, docteur en droit.

(Journal des Débats, 30. Janvier 1836.)

Mannheim, Buchdruckerei des kath. Bürgerhospitals.

75744394